Paolo Manutio, der venetianische Buchdrucker und Gelehrte.

Der Humanismus, der Vorläufer der Reformation und unserer jetzigen Wissenschaft, verdankte seine raschen und ausgedehnten Erfolge bei den Zeitgenossen wie seinen dauernden Einfluss auf die folgenden Jahrhunderte zum guten Teile dem kräftigen Beistande und den eifrigen Heroldsdiensten der Kunst Gutenbergs. Darum hat man neben den Männern, die mit Wort und Schrift die Erlösung aus den Fesseln mittelalterlichen Autoritätsglaubens in vorderster Linie erstritten, ihren hilfreichen Genossen, den Buchdruckern in Deutschland, Frankreich und Italien den gebührenden Ehrenplatz in der Geschichte jenes Zeitalters nicht vorenthalten. Um so weniger, als gar manche von ihnen als gründlich geschulte Gelehrte und fruchtbare Schriftsteller selbst mitten in der Bewegung standen, mit den Humanisten die Mühsalen des Kampfes teilten und gleich ihnen unter den Angriffen kirchlicher und weltlicher Gegner, der Teilnahmlosigkeit der Grossen und des Volkes zu leiden hatten — oft sogar unter den drückendsten Nahrungssorgen. Selbst die Vertreter der bedeutendsten, noch heute wegen der Reichhaltigkeit ihres Verlages, der gediegenen Ausstattung und wissenschaftlichen Bedeutung ihrer Drucke rühmlichst bekannten Firmen können an Betriebsmitteln und Lebensführung mit den Inhabern heutiger grosser Verlagsbuchhandlungen ebenso wenig verglichen werden wie der schlichte Handwerksmann mit dem Grossindustriellen.

Ein solches Buchdruckerhaus, das trotz aller Schwierigkeiten doch den Besten seiner Zeit genug gethan hat, das in drei Geschlechtern, Vater, Sohn und Enkel, durch eine sehr stattliche Reihe von Ausgaben lateinischer und griechischer Schriftsteller oder von Fachwerken für deren Verständnis sich um die Altertumswissenschaft damals unschätzbare, aber auch heute noch unvergessene Verdienste erworben hat, war die Familie Manutio in Venedig: Aldo der Ältere, Paolo und Aldo der Jüngere. Ihre Werkstätte und ihr Verlag haben nahezu ein Jahrhundert bestanden, von 1490 bis 1585, und die Wandlungen, die sich währenddem im wissenschaftlichen Leben des Vaterlandes vollzogen, sind auf das Schicksal ihres Geschäfts und die Thätigkeit seiner Leiter nicht ohne Einfluss geblieben. Der Gründer des Hauses gehört der Zeit und seinem Wirken nach noch zu den Gelehrten der italienischen Renaissance. Denn sein Bestreben war darauf gerichtet, möglichst viele Schätze des antiken, namentlich des griechischen Schrifttums der Mitwelt durch bequeme und handliche Abdrucke zu erschliessen, zugleich aber durch geeignete Grundlagen für die grammatische Unterweisung auch künftigen Geschlechtern den Genuss daran zu sichern. Die Arbeit seiner Nachfolger fällt dagegen in eine Zeit, wo die Altertumswissenschaft nicht mehr in demselben Grade wie bisher das gesamte Geistesleben des Volkes beeinflusste, sondern fast nur noch in den Kreisen der Fachgelehrten ihre Pflege fand. Die Thätigkeit Aldos hat deshalb von jeher in kleineren oder grösseren Einzelwerken bei Italienern, Franzosen und Deutschen[1]) die Würdigung und Bewunderung gefunden, die man einem Pfadfinder und Entdecker auf unbekannten Gebieten mit Recht zollt, während seiner Nachfolger

[1]) Apostolo Zeno, Notizie letterarie intorno ai Manuzi stampatori e alla lora famiglia, Padua 1736; Unger-Geret, de Aldi Pii Manutii Romani vita meritisque in rem literatam liber singularis, Wittenberg 1753, angezeigt von Lessing (Bd. XIX, 42 der Hempel'schen Ausgabe); Manni, Vita di Aldo Pio Manuzio, Venedig 1759; Schück, Aldus Manutius und seine Zeitgenossen in Italien und Deutschland, Berlin 1862; Firmin-Didot: Alde Manuce et l'hellénisme à Venise, Paris 1875.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

meist nur anhangsweise oder oberflächlich Erwähnung geschieht, obwohl Paolo z. B. weit länger als sein Vater geschäftlich thätig war und viermal mehr Drucke veröffentlicht hat. Einzelarbeiten über diesen sind nur in kleineren Schriften auf Grund unzulänglicher Quellen unternommen worden[2]). Der Geschichtschreiber aller drei Manutier aber, der Pariser Buchhändler Antoine-Augustin Renouard erblickte, wie auch in seinem Werke über die Etienne (Stephanus), die Hauptaufgabe seiner Annales de l'imprimerie des Alde (3. Aufl. Paris 1834) in der peinlich genauen Aufzählung aller aldinischen Ausgaben und der Ausscheidung untergeschobener Drucke — eine Aufgabe, für die er sich durch seine eigenen, wie durch Einsicht in fremde Sammlungen als besonders berufen erweist, so dass eine Nachlese zu halten kaum nötig, wenigstens sehr schwierig und nicht lohnend sein würde. In den beigegebenen Lebensbeschreibungen tritt daher die Wirksamkeit der Familienmitglieder als Buchdrucker und Verleger so sehr in den Vordergrund, dass das Urteil Firmin-Didots nicht ganz unbillig erscheint, wenn er die Berechtigung seines ansehnlichen Werkes über Aldo den Älteren folgendermassen begründet (Einleitung S. 50): „Alle Geschichtschreiber haben ihn nur als Buchdrucker und Gelehrten betrachtet, keiner ihn als Menschen geschildert. Und doch ist er eine der anziehendsten und edelsten Erscheinungen des 16. Jahrhunderts."

Diese Worte möchte auch vorliegende Arbeit als Geleitschein erbitten, in der der Versuch gemacht werden soll, ein Lebensbild des zweiten Manutiers Paolo zu entwerfen, des Mannes, dem es ausschliesslich zu danken ist, dass das Werk Aldos noch zwei Menschenalter nach dem Tode seines Schöpfers im Dienste der Wissenschaft weiter bestanden hat.

Als Hauptquelle für das Leben Paolo Manutios kommen, wie überhaupt für die meisten Lebensbeschreibungen seiner Zeitgenossen, in erster Linie die eigenen lateinischen und italienischen Briefe des gelehrten Buchdruckers in Betracht. Sammlungen davon hat er selbst in seinem Verlage herausgegeben[3]); doch bieten diese begreiflicherweise inhaltlich keine allzu reiche Ausbeute. Von Anfang an mit der Gewissheit geschrieben, dass sie nicht nur vom Empfänger gelesen, sondern auch bei einer Anzahl näherer oder fernerer Bekannter die Runde machen würden, ausserdem wegen der Unsicherheit in der damaligen Beförderung ohnehin der Gefahr ausgesetzt in unberufene Hände zu fallen, schliessen sie die Mitteilung eigentlicher Briefgeheimnisse von vornherein aus und bewegen sich zum grössten Teile in höflichen Redensarten, Ergebenheits- und Freundschaftsbeteuerungen, so dass man beim Lesen die Vielgestaltigkeit der Form für dieselben, immer wiederkehrenden Gedanken bewundern, sich aber auch der Langeweile nur mit Mühe erwehren kann. Nur einzelne davon sind als Stimmungsbilder von einigem Werte. In erster Linie aber sollten sie Stilmuster sein; und namentlich die lateinischen Briefe haben als solche eine stattliche Anzahl von Abdrucken diesseits und jenseits der Alpen erlebt.[4]) Erst im Anfange dieses Jahrhunderts entdeckte man auf der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand den italienischen Briefwechsel Paolo Manutios mit Bruder und Sohn. Das meiste davon mit Ausnahme weniger, inhaltlich bedeutungsloser Schreiben veröffentlichte der bereits genannte Renouard zugleich mit einigen Briefen an die Manutier unter dem Titel: Lettere Manuziane inedite, Paris 1834, und verwertete den Fund für die dritte Auflage seiner Annalen, wenn auch nicht eben erschöpfend, da jenes Werk sich bereits unter der Presse befand (Avertissement pag. 8). Durch diese Sammlung, die allem Anscheine nach in nicht bedeutender Auflage gedruckt wurde und darum nicht sehr häufig ist, erhalten wir ungleich mehr als durch alles bisher Veröffentlichte Aufklärungen über einzelne Lebensschicksale und Familienverhältnisse, deren sonst gar nicht oder nur in dunkeln, bloss Eingeweihten verständlichen Andeutungen Erwähnung geschieht. So kommt manches, was bisher rätselhaft war, der Lösung näher, damit aber auch der Wert der bis dahin bekannten Briefe als Quelle mehr als früher zur Geltung. Freilich lässt sich gleichzeitig die Wahrnehmung machen, wie vorsichtig ihr Verfasser in den von ihm selbst veröffentlichten Schreiben

---

[2]) Lazzeri, Miscellaneorum ex Mss. libris bibliothecae collegii Romani societatis Jesu, Rom 1757, Tom. II, pag. 191—267; Danielis Augustus Sinapius, Apparatus ad Pauli Manutii vitam pars prior, Leipzig 1669.

[3]) Lettere volgari di Paolo Manutio, Ven. 1556 und 1560; Pauli Manutii epistolae et praefationes, 1558 und in den folgenden Jahren wiederholt.

[4]) Die reichhaltigste ist die Ausgabe von Joh. Gottlieb Krause, Professor in Leipzig, vom Jahre 1720 mit zahlreichen umfänglichen Beigaben, einer Synopsis chronologica, einer epistularum chronologia, einem appendix von vier damals noch nicht in die Sammlung aufgenommenen Briefen, einem liber adoptivus mit Briefen an Paulus Manutius, einem Variantenverzeichnis, einem Kommentar zu den ersten drei Büchern etc. In einem vorausgeschickten Berichte über bisherige Ausgaben zählt er deren 34 auf, davon 8 aus der aldinischen Druckerei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einer offenen Aussprache über Personen und Verhältnisse aus dem Wege zu gehen weiss. Leider reichen die Lettere Manuziane nur bis zum Jahre 1542 zurück und ermöglichen für die frühere Zeit nur eine spärliche Nachlese.

Einzelne in den genannten Sammlungen nicht gedruckte Briefe finden sich in den Lettere volgari di diversi raccolte da Paolo Manutio, Ven. 1542 und 1545, bei Tomaso Porcacchi, Lettere di tredici uomini illustri, Venedig 1566, in dem (Anm. 2) erwähnten Werke Lazzeris Bd. II, S. 387—401, in Renouards Annalen und in den Lettere di scrittori italiani del secolo XVI stampate la prima volta per cura di Giuseppe Campori, Bologna 1877 (dem 157. Bande der Scelta di curiosità letterarie inedite del secolo XIII al XVII). Weitere ausgiebige Fundorte mit bisher unbekannten Schreiben Paolo Manutios ausfindig zu machen, ist dem Verfasser dieser Arbeit nicht möglich gewesen.

I. Kindheit und Jugendzeit.

Paolo Manutio wurde am 12. Juni 1512[5]) in Venedig als dritter und jüngster Sohn Aldo Manutios und seiner Gattin Maria, Tochter des Buchdruckers und Buchhändlers Andrea Torresani von Asola geboren. Seinem Vater, der erst im Alter von dreiundfünfzig Jahren,[6]) frühestens im Jahre 1504[7]) mit der Tochter seines Geschäftsteilhabers einen eigenen Hausstand gegründet hatte, war es nicht lange vergönnt, sich seines späten Familienglückes zu freuen. Bereits am 8. Februar 1515 starb er,[8]) zu früh für seine Kinder, deren ältestes neun Jahr alt war, zu früh für die Wissenschaft, wie es deren Vertreter in ehrenvollen und herzlichen Nachrufen beklagten. Einige Wochen vor seinem Tode hatte er in einem notariell aufgesetzten letzten Willen über sein Vermögen und die Zukunft der Seinen Verfügungen getroffen.[9]) Seine Witwe sollte mit ihren drei Knaben, Manutio, Antonio, Paolo und ihrer Tochter Alda in Carpi ihren Wohnsitz nehmen, der Stadt seiner fürstlichen Schüler und Gönner, von denen er dort ein Besitztum erhalten hatte und auch für seine Hinterlassenen Schutz und Fürsorge erhoffen konnte. Dort sollte deren Barvermögen in Grundstücken angelegt, Unterricht und Erziehung der Söhne aber einem Hauslehrer anvertraut werden. Die Tochter sollte in einem Kloster ihre Ausbildung erhalten und erst nach vollendetem sechzehnten Jahre sich entscheiden, ob sie in die Welt zurückkehren oder den Schleier nehmen wollte. Mit der Ausführung aller dieser Bestimmungen wurde ausser den Freunden Egnatio, Reniero, Ramusio, Pizzamano der Schwiegervater Andrea beauftragt und ihm vor allem die Sorge um die verwaiste Familie ans Herz gelegt. Vermutlich weil seiner Tochter die Übersiedlung an einen neuen, ihr

[5]) Über sein Geburtsjahr schwanken die Angaben zwischen 1511—1513. Eckstein, Nomenclator philologorum, Oettinger, Moniteur des dates geben 1511 an, Krause und sein Schüler Sinapius 1513, unter Berufung auf Ep. IV, 50 (12. Juni 1533), wo er schreibt: pridie id. Junias, qui mihi primus dies est anni XXI., und meinen, er habe damit das beginnende einundzwanzigste Jahr bezeichnen wollen. Dem steht der Sprachgebrauch Manutios entgegen, der im Mai 1568 von dem Alter seiner Tochter sagt, sie sei entrata in dicisette anni, während wir sicher wissen, dass sie 1551 geboren ist. Auch Ep. XII, 10 nennt er sich im Dezember 1572 einen sexagenarius, was zwar nicht unbedingt, aber doch am naturgemässesten auf das vollendete sechzigste Lebensjahr bezogen wird.

[6]) Invernizzi giebt in seiner Geschichte der italienischen Litteratur als Geburtsjahr Aldos 1447 an (I, 363), Schück (S. 1) das Jahr 1449, obwohl bereits Amoretti in seiner Lettera sull' anno natalizio d'Aldo Pio Manuzio, Rom 1804, vorhanden auf der Markusbibliothek in Venedig, auf Grund einer Äusserung Aldos des Jüngeren (Praefatio zu dem dialogus de morte Aegidii Perrini Parisini 1597: centesimus autem quadragesimus septimus ab Aldi avi natali agitur annus) das Jahr 1451 ermittelt hat. Dafür sei es gestattet, noch eine neue, bis jetzt übersehene Beweisstelle anzuführen. Lett. M. in. 163 spricht Paolo Manutio davon, dass sein Vater nur 63 Jahre alt geworden sei (Che mio padre morì negli anni 63).

[7]) Schück (S. 86) nennt das Jahr 1500. Dem widerspricht ein Brief des Scipione Fortiguerra (Carteromaco) vom 11. Oktober 1504 an Aldo, der mit der Frage schliesst: Quid nuptiae tuae? (Scelta di curiosità letterarie Bd. 157, S. 158). Aus dieser Stelle kann nur geschlossen werden, dass die Hochzeit in nächster Zeit bevorstand, aber noch nicht vorüber war. Das erste Kind der Ehe, Manutio de' Manutii, ist erst 1506 geboren (Lett. M. in. 147).

[8]) Die fast in allen Nachschlagewerken älterer und neuerer Zeit zu findende Angabe, Aldo sei durch Meuchelmörder umgekommen, ist zwar schon von Schück (Anm. 1 zu S. 92) widerlegt, aber noch immer nicht aus der Welt zu schaffen gewesen, wie die vor kurzem vollendete 4. Auflage des Meyerschen Konversationslexikons beweist. Zu den Ausführungen Schücks sei noch die bereits erwähnte Stelle (Lett. M. in. 163) nachgetragen, wo Paolo Manutio davon spricht, dass niemand in seiner Familie ein hohes Alter erreicht habe (considerata l'età ch'io ho, et il poco viver di casa nostra) was nach dem ganzen Zusammenhange nur vom natürlichen Tode verstanden werden kann.

[9]) Erhalten im Archiv der Notare zu Venedig, mitgeteilt von Didot, pag. 488—489.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenig bekannten Wohnort schwer fiel, erliess er ihr die Ausführung der Testamentsbestimmung, in Carpi ihren Witwensitz zu nehmen, und wies ihr mit ihren Kindern seine eigene Heimat Asola, ein Städtchen südlich von Brescia, am Chiese, einem Nebenflusse des Oglio, als Aufenthalt an. Hier verbrachte Paolo im Vereine mit seinen Geschwistern den grössten Teil seiner Kindheit (Ep. I, 16); hier genoss er zugleich den ersten, nach seinem eigenen Zugeständnisse nur mangelhaften Unterricht. Auch der Ort selbst bot wenig Anregung, so dass er später nicht selten mit Geringschätzung von der Stätte seiner Kinderjahre spricht, besonders seitdem er durch dauernden Aufenthalt in Venedig und Rom den grossen Unterschied zwischen der genusssüchtigen kleinstädtischen Bevölkerung und den feingebildeten Kreisen italienischer Fürsten, Adeligen, Gelehrten und Geistlichen aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte Er beklagt es geradezu, dass seine älteren Brüder allzulange jenen Einflüssen ausgesetzt gewesen seien, und preist es als besonderes Glück, dass er noch rechtzeitig solcher Umgebung entrissen wurde (Lett. M. in. S. 37). Sonst berichtet er wenig Näheres über seine Knabenzeit. Nur einer derben Züchtigung von der Hand des Grossvaters, der Ahndung einer Unvorsichtigkeit, gedachte er noch in späteren Jahren, als er selbst längst Vater war (Lett. M. in. S. 39).

In das rechte Fahrwasser kam er erst, als er spätestens im Jahre 1528[10]) in seine Geburtsstadt zurückkehrte und hier sich die Freunde seines Vaters mit Rat und That seiner annahmen. Zwar die Kolonie griechischer Gelehrter, deren Beistand Aldo bei der Herausgabe von Schriftstellern in ihrer Muttersprache sowie zur eigenen Förderung genossen hatte, war durch Tod oder Auswanderung stark gelichtet. Dafür aber war eine Reihe von Männern noch am Leben, unter denen das Andenken an den bonarum litteratum illustrator, reparator, conservator Aldo[11]) noch frisch und treu genug war, um ihr Wohlwollen und ihre Teilnahme seinen Söhnen zuzuwenden, namentlich Paolo, vermutlich damals bereits dem lernbegierigsten und gewissenhaftesten unter ihnen. Gewiss mochten jene Gönner mit ihrer Fürsorge für die Söhne des verstorbenen Freundes zunächst eine Pflicht gegen diesen zu erfüllen glauben. Bald aber überzeugten sie sich, dass sie keine undankbare Aufgabe übernommen hatten[12]).

Als solche wissenschaftliche Mentoren nennt Paolo selbst den nachmaligen Kardinal Pietro Bembo (Ep. I, 3), Lazaro Bonamico (ebenda), Gio. Battista Egnatio (Ep. III, 10), Gasparo Contarini (Ep. IV, 37) u. a. Viel verdankte er auch dem Verkehre mit dem wenig älteren jungen Patrizier Benedetto Rhamberti (Ep. I, 3), späterem Geheimschreiber des venetianischen Senates (Praef. in Cic. de officiis). Unter dessen Leitung gelang es dem schüchternen, in kleinstädtischen Verhältnissen aufgewachsenen Jünglinge, beim Eintritte in die Kreise seiner Vaterstadt allmählich seine Befangenheit abzulegen und sich die Umgangsformen seiner nunmehrigen Umgebung anzueignen. Entscheidend aber für die Richtung seiner wissenschaftlichen Studien wurde die Unterweisung bei dem Franzosen Pierre Bunel, der ihn ernstlich davor warnte, die unklassische Schreibweise der Zeitgenossen nachzuahmen, und ihn vielmehr anhielt, sich ausschliesslich den einen Meister römischer Beredsamkeit zum Vorbilde zu nehmen (Ep. I, 6), also den Forderungen der damals immer mehr tonangebenden Ciceronianer sich streng anschloss und deren Befolgung aufs peinlichste überwachte. Ein scharfer Beurteiler, im näheren Umgange aber liebenswürdig und gelind, ein gründlicher Philosoph und ernster Christ (Ep. I, 6), gewann er auf seinen Schüler bald einen dauernden Einfluss und konnte sich ebenso mit Recht seiner Liebe und Zuneigung rühmen[13]), wie über die gewissenhafte Befolgung der eigenen Vorschriften Genugthuung empfinden. Durch zwei Mittel namentlich suchte Paolo sich zur Meisterschaft im lateinischen Stile emporzuringen. Einmal durch eifriges Lesen der römischen Prosaiker, unter denen er Cicero und Cäsar, einen jeden auf seinem Gebiete, als einzig nachahmenswerte Muster feiert (Praef. in Caesaris comm.). Daneben verkannte er übrigens nicht die Bedeutung derjenigen Lateiner, deren Sprache sich der des alltäglichen Lebens am meisten nähert und deswegen auch in Deutschland Jahrhunderte lang als geeignetes Mittel für den Anfangsunterricht gegolten hat, der Komoediendichter Plautus und Terenz (Lett. volg. f. 86 b)[14]). Dass er ausserdem die grössten römischen Lyriker bewundert und geliebt hat,

---

[10]) Die Zeit der Übersiedelung nach Venedig lässt sich nur annähernd ermitteln. Sein Lehrer Bunel ging 1533 nach Padua (Krause lib. adopt. 2), seinen Verkehr genoss Paolo Manutio vier Jahre (Ep. I, 6), vorher hatte er noch andere Lehrer, so dass er spätestens 1528 in die Vaterstadt zurückgekehrt sein muss.

[11]) So nennt ihn Fortiguerra in der Aufschrift des oben angeführten Briefes.

[12]) Brief des Lazaro Bonamico (Krause lib. adopt. 1): Amabam te antea tantummodo, quod esses eius patris filius, cui graecae latinaeque litterae plurimum deberent, cuique privatis ipse in me adolescentulum officiis obligatus ita esse vellem, ut amor meus ad eius etiam posteros pertineret. nunc vero, lectis tuis litteris, ex quibus cognovi, paternam gloriam te, tamquam amplissimum patrimonium, non solum tueri et conservare, verum etiam augere posse, vix credi potest, quam ex ea spe, quam et eximiam et certam de te concepi, creverit amor meus.

[13]) Krause, lib. adopt. Ep. 2. u. 3.

[14]) Praef. in suos commentarios epistolarum ad Quintum fratrem definiant ii, quibus utor magistris: Cicero, Caesar, Terentius, Plautus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bezeugt er selbst wiederholt in seinen Briefen. Namentlich Erinnerungen an Horaz standen ihm im Ernste wie im Scherze jederzeit zu Gebote. Unter den Griechen scheint, wie zahlreiche Stellen beweisen, Homer sein Liebling gewesen zu sein. Überhaupt erwarb er sich eine Belesenheit in den alten Klassikern, die uns heutzutage beneidenswert erscheinen muss, ihn aber selbst damals schon zum Orakel seiner Freunde machte, wenn sie einer Auskunft über Stellen aus den Schriften der Griechen und Römer bedurften.

Hand in Hand mit der Lektüre gingen unausgesetzte Übungen im Lateinschreiben. Die bewährte Vorschrift „nulla dies sine linea", die ihm später auch Bernardino Maffei noch ans Herz legte (Praefatio in orationis Ciceronis pro Sextio commentarium), wusste er Jahre lang, selbst bei knapper Zeit, mit grösster Ausdauer durchzuführen. Wie er es als Jüngling mit den beiden Übungen der imitatio und variatio zu halten pflegte, berichtet er selbst ausführlich (Ep. I, 4): Hervorragende Gedanken aus Cicero oder Terenz prägte er sich ein und trug sie längere Zeit schweigend mit sich herum, um sie dann in möglichst gewählten Worten niederzuschreiben, so dass der Inhalt derselbe blieb und gewissermassen nur das Gewand wechselte. In nachahmenswerte Redefiguren suchte er dagegen die verschiedenartigsten Stoffe zu kleiden, so wie man aus einem Stücke Wachs ja auch viele Bilder kneten könne. So begreift sich, wie die Nachrede entstehen konnte, er und sein Freund Maffei hätten beim Lateinschreiben zwischen den Zeilen vier Finger breit Raum gelassen, um immer wieder neue Änderungen anbringen zu können, bis der Ausdruck der Redeweise Ciceros möglichst nahe gekommen wäre. Sie hätten oft einen Brief an einen Freund im Frühjahr begonnen, im Sommer immer noch daran gebessert und ihn glücklich im Spätherbst fortgeschickt (Scioppius, de stilo historico p. 61). Dagegen hat schon Krause (S. LXVII seiner Ausgabe) Manutio in Schutz genommen und namentlich darauf hingewiesen, wie häufig er, z. B. während des Druckes der römischen Lyriker fast tagtäglich, mit Muret Briefe wechselte, und dass er nach seiner eigenen Angabe jeden Tag auf mindestens vier, bisweilen aber auf acht bis zehn Zuschriften zu antworten hatte (Ep. III, 16). Beide Behauptungen bedürfen, derart verallgemeinert, der Einschränkung, und es wird hier, wie so oft, die Wahrheit in der Mitte liegen. Allerdings handhabte er in seinen Mannesjahren, aus denen Krause die Beweise für seine Widerlegung nimmt, das Latein mit grosser Leichtigkeit. Dafür spricht schon, dass er mit Vorliebe auf- und abgehend (Ep. III, 27, IV, 8) diktierte. Ebenso sicher ist aber auch anzunehmen, dass solche Gewandtheit nur das Ergebnis ernster und unausgesetzter Übung sein konnte, und unter den Briefen selbst wird nach dem Stande ihrer Empfänger ein Unterschied zu machen sein. Gewiss haben längere Schreiben an hohe Herren, wie Widmungsbriefe als Vorreden der Bücher, Glückwünsche oder Beileidsbezeugungen ihm noch in den Mannesjahren manche Stunde Arbeit gekostet; das beweist schon der öfters von ihm gebrauchte Ausdruck epistulam texere. Immerhin schreibt er in den frühesten seiner erhaltenen Briefe ein sehr achtungswertes Latein, wenn er damit auch nicht allenthalben anstandslos vor dem Richterstuhle der heutigen Schulgrammatik bestehen könnte. Einzelne Redensarten und Worte sind ihm frühzeitig von Gegnern aufgestochen worden, selbst manche Formen braucht er, die heutzutage verpönt sind, wie octuaginta, veteri als Ablativ, nemine, venduntur, ternis litteris, excelluit u. a.

Kaum der Hervorhebung bedarf es, dass er in einer Zeit, wo die Worte Dichter und Philolog beinahe gleichbedeutend gebraucht wurden, auch in metrischen Übungen sich versuchte, einem trefflichen, leider gegenwärtig fast ausser Gebrauch gekommenen Mittel, sich den Reichtum einer Sprache durch immer erneutes Durchschürfen zu eigen zu machen. Er selbst rühmt dieser Beschäftigung einen vorteilhaften Einfluss auf den Tonfall seiner Prosa nach (Ep. VI, 16), gab aber seine Bemühungen um den Dichterlorbeer bald auf — nicht zum Schaden der Nachwelt, wie wir uns an einigen Proben trösten können — in der richtigen Erkenntnis, dass er dazu keine Anlage besässe (Ep. VIII, 11; IX, 14; IX, 21).

Die Folgen des übermässigen Arbeitens blieben dem von Haus aus schwächlichen Jünglinge (Ep. III, 40 u. a.) nicht erspart. Schon im siebzehnten Jahre stellten sich körperliche Leiden bei ihm ein, die von da an die unerbittlichen Begleiter auf seinem Lebenswege blieben und mehr als einmal bei wichtigen Entscheidungen den Ausschlag gaben. Zwei Jahre dauerte sein erstes Siechtum und verschlimmerte sich namentlich dadurch, dass er sich trotz ärztlicher Verbote nicht von seinen Büchern trennen konnte (Ep. I, 3). Als Gegenmittel gegen die Folgen des übereifrigen Sitzens über den Büchern empfahl man ihm Leibesbewegungen, namentlich Reiten (Ep. II, 28), was freilich in der verkehrsreichen Vaterstadt mit ihren engen Gässchen leichter zu verordnen als auszuführen war, schliesslich als durchgreifendes Mittel den Besuch der Bäder von Lucca (Ep. II, 28). Dahin brach er im Frühjahre 1531 als Begleiter eines von ihm nicht näher genannten Kardinals[15]) auf, konnte aber wegen anhaltenden Regens, dem ein ungünstiger Einfluss auf die Heilquellen zugeschrieben wurde, nicht sofort mit seiner Kur beginnen und verblieb daher noch

[15]) Cardinalis noster genannt; an die ihm näher stehenden Inhaber dieses Titels, Reginald Poole, Pietro Bembo, Gasparo Contarini, ist deswegen nicht zu denken, weil keiner von ihnen im Jahre 1531 im Besitze dieser Würde war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einige Zeit in Pisa, dessen Umgebung er als Reiter durchstreifte (Ep. II, 28). Erst von Mitte Juni an begann er mit seiner Kur und kehrte im August (Ep. VIII, 25), wenn auch nicht im Vollbesitze rüstiger Gesundheit, so doch einigermassen gekräftigt, nach Venedig zurück.

Mit den frohen Schlendertagen in Pisa und dem Badeaufenthalte in Lucca endete für ihn die sorglose Jugendzeit. Die Entscheidung über seine Zukunft, die er bis dahin wegen Kränklichkeit hatte aussetzen müssen, liess sich nicht länger vertagen. Am liebsten hätte der junge Gelehrte einen Beruf gewählt, in dem er sich ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen hätte hingeben können, sei es in selbstständiger Forscherarbeit oder im Verkehr mit der Jugend, als Lehrer. Auf beides musste er verzichten. Zu dem einen fehlte es ihm allen Anscheine nach an den nötigsten Mitteln; auch das andere musste er sich seiner Familie zu liebe aus dem Sinne schlagen. Doch blieb es lange Zeit sein Lieblingswunsch, der nie ganz verstummte und einige Male, wenn auch im kleinen, verwirklicht wurde. Noch in späteren Jahren bedauerte er es schmerzlich, die Berufung seiner Vaterstadt zum Nachfolger des altersschwachen Egnatio, später einmal wieder in die Stellung des Lazaro Bonamico in Padua wegen Kränklichkeit ausgeschlagen zu haben. Denn das geschriebene und gedruckte Wort biete nur einen schwachen Ersatz für die mündliche Anregung und schliesse eine persönliche Einwirkung auf die Lernenden aus (Commentarius in Ep. Cic. ad Qu. fr. III, 1). Begreiflich daher der Anteil, den er bis ins Alter dem Jugendunterrichte bewies. Wiederholt beglückwünscht er Freunde, dass ihnen das Amt eines Lehrers übertragen worden sei (Ep. VIII, 6; Lett. volg. f. 27), benutzt gern die Gelegenheit, um über die Zustände an Schulen und Universitäten Erkundigungen einzuziehen (Ep. VI, 12), und äussert ungeheuchelte Entrüstung darüber, dass unter den zeitgenössischen Lehrern der wissenschaftliche Geist mehr und mehr schwinde, dafür aber Sittenlosigkeit immer weiter um sich greife (Ep. VII, 20). Einmal sagt er sogar, ihre Verrohung sei schlimmer als die der Soldaten (Lett. volg. f. 60). Um so mehr freute er sich, wenn sich ihm durch den Auftrag einer Stadtgemeinde oder eines Vornehmen die Möglichkeit bot einen tüchtigen Jüngling zu empfehlen und zu versorgen.[16])

Wenn er trotzdem seiner Neigung zum Lehrerberufe entsagte, so brachte er dieses Opfer dem Gebote der Pflicht gegen den verstorbenen Vater und seine Angehörigen. Seit dem Tode des Grossvaters Andrea, der die Druckerei und die Buchhandlung im Geiste Aldos fortgeführt hatte, war von seinen Söhnen Francesco und Federigo wenig oder nichts mehr gethan worden, um den Ruf ihres Hauses zu erhalten. Vermutlich hatten sie nur die vorhandenen Vorräte weiter abgesetzt, Neudrucke jedenfalls nicht veranstaltet. Nun hatte aber Aldo bei seinem Tode zu einem Fünftel Anteil am Geschäfte, wie aus seinem Testamente hervorgeht, und vermutlich war diese Forderung auf seine Erben übergegangen. Möglicherweise war seiner Witwe oder ihren Kindern — wir wissen nicht, wie lange sie noch gelebt hat — aus der Hinterlassenschaft ihres Vaters ein weiterer Anspruch zugefallen. Diese Besitztitel drohten bei völligem Stillstande des Geschäftes allen Wert zu verlieren. Noch tiefer bekümmerte es Paolo, dass die Schöpfung seines Vaters, die dessen Namen weit über Italiens Grenzen hinaus berühmt gemacht hatte, und in der auch seine Söhne sich den Weg zur Berühmtheit bahnen konnten, dem Verfalle und der Vergessenheit geweiht schien. In gleichem Sinne sprachen sich vornehme Freunde und Gönner aus.[17]) Doch scheinen die Oheime anfangs wenig geneigt gewesen zu sein ihren jungen Verwandten Sitz und Stimme bei den Entscheidungen über die Zukunft ihres Hauses zuzugestehen. Erst nach unliebsamen Verhandlungen, in denen die Söhne Aldos einen schweren Stand hatten, und nur dadurch, dass Paolo die wissenschaftliche Leitung der Druckerei und des Verlags auf sich nahm, liess sich die Wiedereröffnung der officina Aldina durchsetzen.[18])

Wären freilich die beiden älteren Brüder mit gleichem Ernste sich ihrer Aufgabe bewusst gewesen wie der jüngste, so wäre vielleicht dessen Mitarbeit entbehrlich geworden und ihm die Möglichkeit verblieben, bei der Wahl seines Berufes mit voller Unabhängigkeit zu verfahren. Aber wenn aus ihrem späteren Leben und Treiben ein Schluss gestattet ist, so hatten sie wenig von der Sittenstrenge, der Pflichttreue und dem wissenschaftlichen Geiste ihres Vaters geerbt. Wie dessen Tod als Ursache der späteren Wirren im Geschäfte seinen Söhnen verhängnisvoll geworden war, so hatte er sie gerade für die Jahre, die für die sittliche und wissenschaftliche Ausbildung am bedeutungsvollsten sind, des Erziehers und Beraters beraubt, dessen Vorbild gewiss nicht ohne Eindruck auf sie geblieben wäre. Es ist daher zwar nicht entschuldbar, aber doch begreiflich, wenn zwei von ihnen nicht dem entsprachen, was man von den Trägern eines so berühmten Namens erwarten musste. Der älteste, Manutio de' Manutii, scheint von Haus

[16]) Vgl. Brief an Cesare Gonzaga in Mantua, Scelta di curiosità letterarie Bd. 157, S. 260; Ep. IV, 25 u. a.

[17]) Huiusce provinciae, ad quam ego, summis viris hortantibus, me contuli. Ep. an Anianus Burgonius (Borgogni?), Epp. appendix 1 bei Krause.

[18]) Brief an Seripando vom 8. März 1534, aus der Bibliothek zu Neapel mitgeteilt von Renouard, Annales etc. S. 519—521.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus wenig Lust zu gelehrter Arbeit verspürt zu haben. Ein Freund der Bequemlichkeit und schwerfällig in seinen Entschliessungen mochte er die Hauptaufgabe seines Daseins erfüllt glauben, als er in den Genuss einer Pfründe zu Asola gelangt war. Hier blieb er ohne nennenswerte Unterbrechung bis an sein Lebensende, bewirtschaftete zugleich die Besitzungen der Familie und — man verzeihe den Ausdruck! — verbauerte derart, dass er die wiederholten Bemühungen Paolos ihn zu einer seines Namens würdigen Thätigkeit zu bestimmen unbeachtet liess. Antonio dagegen war zwar nicht ohne Begabung und Kenntnisse, aber ruhelosen, unstäten Sinnes, ohne sittlichen Halt und darum eine leichte Beute für Verführer. In seiner Jugend diente er als Soldat (Lett. M. in. 357); später trieb er einmal Pferdehandel, aber mit grossen Verlusten (Lett. M. in. 197); wieder einmal war er im Geschäfte unter Paolo thätig. Ein eifriger Sammler von Münzen (Lett. M. in. 264), aber nicht immer im Besitze des nötigen gangbaren Geldes, dann wegen eines Vergehens (Lett. volg. f. 79b) aus Venedig verbannt, wie es scheint, auf Lebenszeit, endete er, nachdem auch der letzte Versuch ihm aufzuhelfen missglückt war, höchstens fünfzig Jahre alt, in körperlicher und geistiger Zerrüttung.

Von solchen Mitarbeitern war wenig Hilfe zu erwarten, und Paolo musste die Hauptarbeit auf sich nehmen, wiewohl gerade er durch den Verzicht auf seine ursprünglichen Zukunftsgedanken das schwerste Opfer zu bringen hatte. Wenn er sich nun auch damit tröstete, dass er sich durch Vereinigung gelehrter und geschäftlicher Tüchtigkeit dennoch einen berühmten Namen machen könnte, wie er mit antiker Offenheit ausspricht (Ep. IV, 38; vgl. III, 40; VI, 16), so darf das die Anerkennung der Nachwelt nicht mindern, am allerwenigsten davon abhalten, die Frühreife zu bewundern, die er unter dem Zwange selbständig zu handeln an den Tag legte.

Schon darin bewies er seinen Scharfblick, dass er die veränderten Bedürfnisse der Wissenschaft wie seine eigene Kraft richtig beurteilte. Nicht weil man die Ernte griechischer Erstlingsdrucke eingebracht hatte[19]), bevorzugte er in seinem Verlage die römischen Schriftsteller, sondern weil die Blütezeit der hellenistischen Studien vorüber und der Begeisterung eine fühlbare Erkaltung gefolgt war. Überdies forderte man bereits mehr als die naive Reproduktion antiker Texte. Die kritische Sichtung der erschlossenen Schätze begann, und dazu mangelte es für die Schriften der Griechen an geeigneten Mitarbeitern. Wenn er daher seine Thätigkeit vorwiegend den Lateinern zu gute kommen liess, so bewies er damit weise Beschränkung auf ein Gebiet, wo er sich selbst heimisch fühlte und darum die Aufgaben der Wissenschaft am klarsten übersehen konnte.

Bei seinen bisherigen Studien mochte er empfunden haben, wie entstellt die Texte infolge sklavischer Abhängigkeit von den Handschriften, noch mehr vielleicht infolge unsicheren Urteils über deren Wert oder Unwert in den vorhandenen Ausgaben geboten wurden. Trotz aller Verehrung für seinen kaum gekannten Vater glaubte er seiner Kindespflicht keinen Abbruch zu thun, wenn er nach völlig neuen Grundsätzen verfuhr (Ep. IV, 55). Allein für Cicero hatte er ein Rüstzeug von über zweitausend Verbesserungsvorschlägen in Bereitschaft, als er mit dessen rhetorischen Schriften 1533 den Wiederbetrieb der Druckerei begann.[20])

Damit eröffnete er die lange Reihe von Texten, Übersetzungen und Erklärungen des römischen Redners, der sein Liebling bis an sein Ende blieb, für dessen Würdigung er immer und immer wieder eintrat, der ihm durch den Reichtum seiner Sprache selbst Griechenland in den Schatten zu stellen schien (Ep. VI, 16).

In demselben Jahre noch folgten neben mehreren italienischen Werken[21]) die fünf Bücher der letzten erhaltenen Liviusdekade, die Epistolae familiares Ciceros, die römischen Schriftsteller über die Landwirtschaft, sowie eine Ausgabe der Werke Ovids, die von Onorato Fascitello besorgt worden war (Praef. in Ovidii opera). Denn da er sich für die Texte der Alten meist mit der Überwachung der Herstellung und der letzten Durchsicht der Druckbogen begnügen musste, so hielt er, gleich seinem Vater, immer Umschau nach befähigten Mitarbeitern. Zahlreiche Zeugnisse in seinen Briefen beweisen, wie unausgesetzt er die schriftstellerische Thätigkeit der Freunde und Bekannten anzuregen oder sie an die Vollendung begonnener Arbeiten zu mahnen verstand. Auch 1534 erschienen elf neue Drucke, eine sehr bescheidene Zahl im Vergleiche mit den Leistungen unseres Zeitalters auf den Rotationsmaschinen, aber ein achtungswertes Zeugnis für die Rührigkeit einer Werkstatt, die mit zwei Handpressen arbeitete (Ep. III, 22) und deren oberster Leiter nicht bloss die Dienste eines Korrektors besorgte, sondern bei einem Teile der Bücher auch

---

[19]) „Pour la publication des livres grecs inédits le champ était presque moissonné; aussi se livra-t-il par préférence à la littérature latine.“ Renouard 428.

[20]) Brief an Anianus Burgonius, Epp. app. 1 bei Krause.

[21]) Eine Aufzählung aller einzelnen Bücher liegt ausser dem Bereiche dieser Arbeit. Es genüge die Verweisung auf die gründlichen Verzeichnisse bei Renouard.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

selbst der Herausgeber war. Rechte Befriedigung fand er aber in seinem Schaffen nicht, das er wiederholt (Ep. I, 7; IV, 49 u. a.) als ein schweres Arbeitsjoch bezeichnet. Er konnte sie schon um deswillen nicht finden, weil er weder von den Oheimen noch von den Brüdern hinreichend unterstützt wurde, erstere ihm sogar ihre feindselige Gesinnung teils offen, teils versteckt empfinden liessen. Er möchte, so klagt er seinem Freunde Seripando in Neapel[22]), mit der Stirn gegen die Wand rennen und erklärt es geradezu für unmöglich, gegen solche Hindernisse weiter zu kämpfen. Darum ist er fest entschlossen nur die Aufgaben, die noch zu erledigen sind, zu beenden, dann aber der Druckerei Lebewohl zu sagen und zu seiner Wissenschaft zurückzukehren, für die er sich ohnehin in den letzten Jahren die Zeit habe abdarben oder abstehlen müssen (Ep. I, 3). Gleichgiltig überliess er daher das Geschäft seinem Schicksale, als 1535 an ihn der lockende Ruf erging, in den Dienst eines vornehmen Römers zu treten, der ihn unter glänzenden Versprechungen (montes aureos pollicitus Ep. I, 3) und schmeichelhaften Ausdrücken (blanditiis captum atque irretitum) zu gewinnen wusste. In seiner Freude die Weltstadt zu schauen, in der Hoffnung dort an der Quelle reichlicher als bisher Musse für seine Altertumsstudien zu finden, unterliess es der arglose Jüngling, das Anerbieten einer näheren Prüfung zu unterziehen oder sich wegen der Erfüllung aller jener Verheissungen die nötige Sicherung zu verschaffen. Welcher Art sein neues Amt war, lässt sich aus den spärlichen Andeutungen nicht ermitteln. Vermutlich hatte man ihm die Stellung eines Geheimschreibers, für die lateinische Stilisten damals besonders begehrt waren, in Aussicht gestellt; in Wirklichkeit war aber seine Beschäftigung untergeordneter Art (inane officiorum genus) und wenig befriedigend, noch dazu bei kärglichem Lohne (cum ille vix minimum praestaret), so dass er nur wenige Monate in der unwürdigen Dienstbarkeit aushielt.

Brachte ihm so sein erstes Werben um Rom eine schmerzliche Enttäuschung, so wurde doch jene Zeit in mehr als einer Hinsicht für ihn bedeutungsvoll. Nicht nur war seine Begeisterung für das Altertum auf klassischem Boden inmitten der Zeugnisse von der ehemaligen Grösse und Pracht der Weltbeherrscherin von neuem angefacht und genährt worden, er hatte, allem Anscheine nach mit guten Empfehlungen versehen, dort auch eine Reihe von Freundschaftsbündnissen schliessen können, die ihm für alle Zeiten wertvoll blieben, wie mit Annibale Caro, dem Meister des Italienischen in Prosa und Poesie[23]), mit Antonio Aelio, dem späteren Bischofe von Pola (Lett. volg. f. 8), mit Ottavio Pantagatto, dem nachmaligen Günstlinge der Este in Ferrara (Comm. in ep. Cic. ad Qu. fr. III, 1), mit Angelo Paluzzo, seinem dereinstigen Beschützer in schwerer Bedrängnis (Lett. M. in. 77), mit Marcello Cervino (Ep. II. 3), der als Marcellus II. im Jahre 1555 den päpstlichen Stuhl bestieg, und Bernardino Maffei (Ep. II, 3), der ihn in der Folgezeit durch mannigfache Beweise von Freigebigkeit verpflichtete. Namentlich den beiden letztgenannten verdankte er den Zutritt zu dem glänzenden Hofe Pauls III., der aula Farnesina, deren bildenden Einfluss der empfängliche junge Mann an sich erfuhr (Ep. II, 3). Kein Wunder, dass Rom seitdem das Ziel seiner Sehnsucht wurde. Dort dauernd sich niederzulassen blieb sein Lieblingsgedanke, der unter dem Zwange der Verhältnisse zwar bisweilen zurücktreten musste, aber nie aufgegeben wurde. Jahrzehntelang erneuerte er seine Bemühungen und liess sich durch keinen Misserfolg abschrecken, bis es ihm gelang.

Inzwischen war unter den Verwandten in Venedig bei der gemeinsamen Verwaltung des Geschäftes die Spannung und Uneinigkeit so sehr gewachsen, dass ein Bruch unvermeidlich erschien. Immer spärlicher wurden die Erzeugnisse ihres Verlages und blieben schliesslich ganz aus. Die endgiltige Auseinandersetzung zwischen den Torresani und den Manutiern verschob sich zwar noch um einige Jahre, vermutlich weil auf beiden Seiten wenig Entgegenkommen bewiesen wurde, und erfolgte erst im Jahre 1539[24]), aber schon von 1536 an arbeiteten sie nicht mehr gemeinsam und seit 1538 liessen die Oheime bei anderen Druckern, Sabbio, Giovanni Paduano, Bartolomeo de Zanetti, auf ihre Kosten Bücher besorgen, während die Werkstatt Aldos feierte. Antonio scheint um jene Zeit seinem Hange zu abenteuerlichem Leben gefolgt zu sein und Kriegsdienste genommen zu haben (Lett. M. in. 357), während Paolo, der sich nach seiner Rückkehr aus Rom von der Unhaltbarkeit der bestehenden Verhältnisse hatte überzeugen müssen (Ep. I, 7), gleichfalls darauf verzichtete, seine Kraft an eine undankbare Thätigkeit zu verschwenden. Er gewann seinen Unterhalt dadurch, dass er in seinem Hause drei Jahre lang (Ep. I, 3) zwölf vornehme Jünglinge unterrichtete. Vermutlich beschränkte sich seine Unterweisung auf den mündlichen und schriftlichen Gebrauch des Lateinischen, das damals ein Haupterfordernis für jeden Gebildeten und für Übernahme eines Amtes im Staate oder im

---

[22]) Vgl. den obengenannten Brief an Seripando.

[23]) Lett. volg. f. 135 b (vom 15. Februar 1556) schreibt er, dass er mit ihm seit zwanzig Jahren befreundet sei.

[24]) Brief des Ottavio Pantagatto in Ferrara an Paolo Manutio vom 23. März 1539 (L. M. in. 355) und an Manutio de' Manutii vom 20. Mai desselben Jahres (L. M. in. 357).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dienste eines Vornehmen unerlässliche Bedingung war. Von den Mitgliedern dieses jugendlichen Kreises, den der Lehrer selbst mit dem stolzen Namen seiner Akademie bezeichnet, ist mit einiger Sicherheit nur Paolo Contarini zu ermitteln[25]).

Neben der Lehrthätigkeit blieben indes die eigenen wissenschaftlichen Arbeiten Paolo Manutios nicht liegen. Je mehr er sich in seine Aufgabe, einen leserlichen, fehlerfreien Cicerotext zu liefern, vertieft hatte, um so mehr war er sich der Unzulänglichkeit seiner eigenen Ergebnisse bewusst geworden und zu der Erkenntnis gelangt, dass eine befriedigende Leistung nur durch Vergleichung möglichst vieler Handschriften zu erzielen sei. In eigenem Besitze und leihweise aus den Büchereien seiner Freunde hatte er deren dreizehn zur Verfügung. Weitere Ausbeute sollten neben anderen Sammlungen in verschiedenen italienischen Städten die Schätze der Bibliotheca Malatestiana in Cesena liefern, wo er sich im Sommer 1538 so sehr in seine Arbeit vergrub, dass er seinen Freunden kein Lebenszeichen von sich gab und bei ihnen für verschollen galt. Annibale Caro verglich ihn daher scherzend mit den sagenhaften Helden des Altertums, die in die Unterwelt hinabgestiegen seien, nicht um zu sterben, sondern um im Kampfe mit den Ungeheuern unsterblich zu werden (Lettere di Annibale Caro Bd. I, No. 38). Ein anderes Mal wieder knüpft er an eine Einladung nach Ravenna die launige Drohung, wenn er nicht käme, würde ihm die Bibliothek von Cesena für immer verschlossen werden (Bd. I, No. 68). Schon früher war er auf der Heimreise von Rom 1535 oder 1536 dort gewesen und unter dem Namen Prospero im Gasthause abgestiegen, ohne den Freund Bartolomeo Riccio im nahen Lugi aufzusuchen. Er bekam daher von ihm halb ernst, halb scherzhaft gemeinte Vorwürfe gemacht und für die Zukunft den Rat erteilt, sich lieber Proteus zu nennen (Krause, lib. adopt. 5). Auch im Jahre 1539 finden wir ihn wieder unterwegs. Im Frühlinge war er in Rom[26]), später in Ferrara, wo er nicht unbedenklich erkrankte (Ep. IV, 38), aber dank der Fürsorge Benedetto Accoltis sich bald wieder erholte. Damals machte man ihm zum ersten Male das Anerbieten, sich mit seiner Druckerei anderwärts unter günstigeren Verhältnissen niederzulassen. Von Ferrara aus erging im Namen Ercoles II. von Este ein Ruf an ihn, der verlockend genug war. Man hatte dem Fürsten vorgestellt, welchen Ruhm es seinem Hause bringen würde, wenn er den Sohn des gefeierten Aldo, der in seiner Vaterstadt weder die rechte Würdigung noch den Schutz der Behörden gegen die Lieblosigkeit seiner Verwandten gefunden hätte, eine dauernde Stätte für eine lohnende Wirksamkeit bereitete. Der Herzog, bekannt als freigebiger Beschützer der Künste und Wissenschaften, war leicht gewonnen und beauftragte Ottavio Pantagatto (Lett. M. in. 352—55), den Freund des Venetianers von Rom her, ihn zur Annahme des Rufes zu bestimmen. Die Anerbietungen, die jener Bevollmächtigte zu übermitteln hatte, rechtfertigen den Ruf des Herrschers als eines hochherzigen Mäcenaten. Nicht nur, dass er volle Steuerfreiheit und kostenfreie Bewilligung von Privilegien versprach, er erbot sich auch zu einem Darlehen von zweitausend Dukaten, dessen Rückzahlung ganz in das Belieben des Schuldners gestellt bleiben sollte. Aber trotzdem dass Ottavio Pantagatto seinem Freunde vorstellte, dass seine Vaterstadt alle Anrechte auf seinen Dank und seine Anhänglichkeit verwirkt habe, dass ihm bei seiner Mittellosigkeit grosse Schwierigkeiten bevorständen, gab er dem Rufe kein Gehör. Ähnlich wie seinen Vater im gleichen Falle (Schück, S. 88—89) mochte ihn ausser der Liebe zur Heimat die Erwägung zurückgehalten haben, dass Venedig ein Mittelpunkt des Buchhandels, ein Sitz zahlreicher Gelehrten und Hort ansehnlicher Bücherschätze war, dass von da der Absatz nach Deutschland besonders bequem sein musste: alles Vorzüge, die sich nicht so leicht an einem anderen Orte vereinigt finden konnten.[27]) Zudem mochte er durch die Vorarbeiten zu seinen Ciceroausgaben in der Hoffnung bestärkt worden sein, auch ohne fremde Hilfe seine Zukunft sichern zu können. Ob ausserdem etwas Abneigung gegen das Leben am Hofe eines Fürsten mitgesprochen hat, ist für den Bürger eines Freistaates wenigstens nicht von vornherein zu verneinen.[28])

---

[25]) Ep. I, 11: Te vero, qui mecum in eisdem aedibus per triennium fere vixisti; qui, quidquid es, de meorum praeceptorum consiliorumque fonte fluxisti etc. Doch ist es nicht ganz undenkbar, dass Paolo Contarini erst später seinem Hause als Zögling angehört hätte, wie z. B. im Jahre 1548 der Sohn Leonardo Pesaros (Lett. M. in. 3), oder später Matteo Senarega aus Genua, der nachmalige Doge seiner Vaterstadt. Wenn Lazzeri (S. 203) und nach ihm Renouard (S. 429—30) auch diesen unter die Mitglieder jener Academie zählen, so widerspricht dem die Praefatio in Ciceronis epistolas familiares vom Mai 1554, in der es heisst: quod nunc in meis aedibus mecum habites mecumque vivas etc. Ausserdem wird jener als adolescens angeredet und die Bekanntschaft mit ihm als vier Monate alt bezeichnet.

[26]) Von dieser Reise wissen die älteren Biographen nichts; sie ist beglaubigt durch die erwähnten Briefe Pantagattos (Lett. M. in. S. 351 u. 356).

[27]) Ep. III, 6: hic ortum decus facile manat ac diffunditur per omnes gentes, propter huius urbis communionem et quasi societatem cum orbe universo.

[28]) Seinen Stolz als Bürger eines Freistaates äussert er in seinen sehr freien Anschauungen über die Person der Fürsten: che tutti alla fine sono huomini come noi: ne vi è altra differenza, salvo che, per haver maggior parte di que' beni, che facilemente possono mutarsi, più di noi sono sottoposti alla varietà degli accidenti, e girano più di noi sopra l'instabil ruota della fortuna. Brief an Carlo Pesaro (Lett. volg. f. 130—132).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

II. Paolo Manutio als alleiniger Leiter der Aldinischen Druckerei.

Paolo Manutio blieb also seiner Vaterstadt treu, zumal da in dieser Zeit die thatsächlich schon längst bestehende Trennung von den Oheimen nunmehr auch rechtlich durch einen Vertrag zum Ausdrucke kam. In welcher Weise die endgiltige Auseinandersetzung erfolgte, lässt sich nur vermuten. Die Druckerei mit ihrem Geräte scheint zum grössten Teile den Neffen verblieben zu sein; sonst würden die Torresani die Ausgaben ihres Verlags nicht durch die Pressen anderer haben besorgen lassen. Dagegen mögen diese die Vorräte des Lagers erhalten haben, vielleicht auch für einige Bücher das Verlagsrecht. Später kam es zwar zwischen den Verwandten zu vereinzelten Annäherungen geschäftlicher Art, jene liessen z. B. 1549 das Etymologicum magnum und einiges andere bei den Söhnen Aldos drucken; eine dauernde engere Verbindung aber, die sie Paolo vorschlugen, wies er bestimmt zurück (Lett. M. in. 61), weshalb selbst ihre Kinder es an Gehässigkeiten gegen ihn nicht fehlen liessen (Lett. M. in. 62). Damit steht auch nur scheinbar im Widerspruch, wenn in den Lettere volgari von 1560 (f. 64) in herzlichen und ehrerbietigen Ausdrücken von Francesco gesprochen wird: es geschah, um Fernerstehenden keinen Einblick in die unerquicklichen Familienzwistigkeiten zu gestatten. In der Sammlung Renouards finden sich dagegen Äusserungen genug, aus denen eine gereizte Stimmung gegen die Verwandten deutlich hervorgeht (Lett. M. in. 18; 189 u. a.).

Begreiflich daher, dass Paolo damals schon aus der Gewissheit von lästiger Bevormundung erlöst zu sein Kraft und Mut zu seinem Thun schöpfte. Mochte er auch bis dahin manche Enttäuschung schon erfahren haben und von der Schwierigkeit seiner Aufgabe wohl überzeugt sein, so war er doch noch jung genug, um nicht die Rücksicht auf Gelderwerb zum obersten Grundsatze seines Schaffens zu erheben. Mindestens ebenso sehr war er sich seiner Pflicht bewusst, den guten Ruf seines Hauses, das teuerste Vermächtnis seines Vaters, dadurch zu erhalten, dass er den Werken aus seiner Druckerei das entzogene oder erschütterte Vertrauen der wissenschaftlichen Welt wieder gewann (Ep. III, 40). Dass er daneben, um dem gediegenen Inhalt ein würdiges Gewand zu geben, der äusseren Ausstattung eine unausgesetzte Fürsorge zuwandte, dass er, um gutes Papier (Ep. V, 11), scharfe Lettern und dauerhafte Druckerschwärze anzuschaffen, keine Kosten scheute, ist schon oft anerkannt worden und bestätigt sich schon bei dem flüchtigsten Vergleiche seiner Drucke mit gleichzeitigen, namentlich deutschen, aufs neue.

Wenn trotzdem der Geschäftsbetrieb sich weniger lohnend gestaltete, so lag dies nicht, wie man es zu erklären versucht hat, daran, dass ihm der Sinn für gewinnreiche Geschäftsführung abgegangen wäre (Schück S. 139), vielmehr und hauptsächlich an der Ungunst der Zeiten. Die Lehrer und Vertreter der Altertumswissenschaft waren, z. T. nicht ohne eigene Verschuldung, des Vertrauens ihrer Zeitgenossen und damit auch ihres Einflusses auf sie verlustig gegangen[29]); am päpstlichen Hofe genossen schon unter Hadrian VI., namentlich aber seit der Einnahme und Verwüstung Roms im Jahre 1527, Künstler und Gelehrte nicht mehr das Ansehen und die freigebige Förderung, wie in den vorhergehenden Jahrzehnten unter Julius II. und Leo X.; man begann vielmehr im Schosse der katholischen Kirche die einseitige Verherrlichung der antiken Welt als Verirrung zu empfinden. Auch an den Fürstenhöfen erkaltete die Begeisterung und mit ihr die Opferwilligkeit. Dafür untergruben Kriege und üppiges Leben den Wohlstand der Herrscher und verschlangen ihre Einkünfte; kein Wunder, dass solchem Beispiele auch die Unterthanen folgten (Ep. III, 31; III, 19; IV, 36). Nicht mehr wie sonst ersehnte man mit ungeduldigem Heisshunger die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes; als verstäubte Ladenhüter warteten selbst die gelesensten und bekanntesten Schriftsteller, wie Cicero, Sallust und Caesar, vergebens auf Käufer (Ep. III, 31). Dazu kam, dass der Schutz des litterarischen Eigentums nur durch Erteilung besonderer Privilegien gesichert werden konnte, was nur ganz ausnahmsweise kostenfrei geschah und daher nicht immer nachgesucht wurde, so dass die Nachdrucker für ihr Treiben freie Hand hatten. Dagegen machte der Staat, wenigstens der venetianische, einen sehr peinlichen Gebrauch von seinem Rechte alle herauszugebenden Werke auf ihren Inhalt, damals besonders auf ihre Rechtgläubigkeit (Ep. III, 41, 42) eingehend prüfen zu lassen, was nicht selten unliebsamen Aufenthalt verursachte. Nur wer einflussreiche Verbindungen bei den Behörden hatte (Ep. III, 32), genoss den Vorzug, seine Eingabe rascher, das heisst frühestens nach Ablauf eines Monates, erledigt zu sehen. Noch mehr erschwert wurde die Geschäftsverwaltung dadurch, dass im Buchhandel noch nicht die festen, allgemein verbindlichen Grundsätze vereinbart waren, nach denen heutzutage verfahren wird. Die Höhe des Rabatts für den Sortimenter musste erst durch Hin- und Herfeilschen bestimmt werden (Ep. V, 11); die Zahlungstermine wurden zwar verabredet, in der Regel mit drei Monaten Ziel (Lett M. in. 207), häufig aber vom Schuldner nach Belieben hinausgeschoben (Lett. M. in. 122, 123),

[29]) Jacob Burckhardt, Kultur der Renaissance. 3. Aufl. II, 311 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht selten ganz vergessen, so dass bisweilen sogar auf diplomatischem Wege, mit Hilfe von Gesandten, die Mahnungen an Bezahlung übermittelt werden mussten (Ep. II, 2). Gern suchte auch dann der Zahler aus der Verschiedenheit der Währung noch einen Vorteil für sich herauszurechnen, was der Empfänger, um nur zu seinem Gelde zu kommen, wohl oder übel dulden musste (Ep. V, 12). Schliesslich soll nicht unerwähnt bleiben, dass Arbeitseinstellungen unter den Bediensteten der Druckerei wegen Lohnforderungen damals bereits vorkamen und den Geschäftsbetrieb unterbrachen. Solche Störungen hatte Aldo wiederholt erfahren (Schück, S. 37); auch seinem Sohne blieben sie nicht erspart (Ep. III, 27).

Trotz aller Schwierigkeiten ging dieser aber rüstig ans Werk und begann im Jahre 1540 seine Thätigkeit mit Herausgabe der Hauptschriften Macchiavellis, Beweis genug, dass er von Anfang an zu Zugeständnissen an den veränderten Lesebedarf seiner Zeitgenossen bereit und durch den Absatz vielbegehrter Werke die Mittel seines Geschäftes zu vermehren bedacht war. Noch in demselben Jahre legte er in einer neuen Textausgabe von Ciceros Reden und Briefen, denen 1541 die philosophischen Werke folgten, die Ergebnisse seiner mehrjährigen Handschriftenforschungen als zahlreiche Verbesserungen und Änderungen der Überlieferung nieder, wie er schon auf dem Titel ankündigt. Der Ausgabe der Briefe ist bereits ein kleiner Anhang (Scholia) beigegeben, in dem neben sachlichen Erklärungen die Rechtfertigung der eigenen Lesarten gegen frühere Herausgeber unternommen wird, der erste bescheidene Anfang zu den umfangreichen Erklärungen, die er im Laufe der Zeit zu den meisten Werken des römischen Redners ausarbeitete und durch die er die Begeisterung für die grosse Vergangenheit Italiens zu erwecken suchte. Sein Plan war dabei kein geringerer, als das Latein in sein längst durch Verjährung verlorenes Recht als ausschliessliche Schriftsprache in der ehemaligen Heimat einzusetzen. Dadurch hoffte er seinem Vaterlande, das durch die Stürme der Völkerwanderung und die Verlegung des Herrschersitzes nach Osten seine Bedeutung als Mittelpunkt des Geisteslebens eingebüsst hatte, wieder zu dem ehemaligen Ansehen zu verhelfen (Praef. ad Alfonsum Carafam in Commentarios Ciceronis epistolarum ad Quintum fratrem). Mit Geringschätzung spricht er daher von dem sermo plebeius, der Volkssprache, die durch Berührungen mit anderen Völkern verwildert und mit fremden Bestandteilen durchsetzt sei. Ja, er geht soweit, ihr trotz einem Dante, Petrarca, Boccaccio, Ariost und anderen damals schon gefeierten Schriftstellern die Berechtigung als Sprache der Litteratur geradezu abzuerkennen. Selbst für den mündlichen Verkehr unter den Gebildeten will er dem Latein die ausschliessliche Herrschaft wieder erkämpfen. Wie es dabei mit der Aussprache gehalten werden solle, sei gleichgiltig, ohnehin, wie das Beispiel des gegenwärtigen Italienischen zeige, eine einheitliche Regelung unmöglich. Zudem seien die Klassiker Roms fast alle ausserhalb der Hauptstadt geboren, und hätten demnach auch den Gebieten verschiedener Mundarten angehört. Viel wichtiger und geradezu als patriotische Pflicht erscheint ihm das Bemühen für die lateinische Beredsamkeit selbst, die reine und makellose Jungfrau, Verehrer zu gewinnen und sie von allem durch ungeschickte Hände ihr angethanen Schimpf gesäubert zu früherer Reinheit wieder erstehen zu lassen. Mit Vorliebe misst er den homines transalpini die Schuld an solcher Verwilderung und Verkommenheit bei.

Er selbst musste sich freilich davon überzeugen, dass er an eine solche ideale Aufgabe seine Zeit und Arbeitskraft nicht ohne Einschränkung wenden konnte; denn nur dadurch, dass er von Jugend auf an frühes Aufstehen gewöhnt war (Lett. M. in. 263), war es ihm überhaupt vergönnt, täglich wenigstens einige Stunden für seine eigenen Forschungen zu gewinnen. Die übrige Zeit nahmen die Verpflichtungen dem Geschäft gegenüber völlig in Anspruch. Dass er, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit auf Fehlerlosigkeit der Drucke bedacht, selbst die letzte Durchsicht besorgte, ist bereits erwähnt. Dazu kamen Abhaltungen durch Besuche, nicht aus der Stadt allein, sondern, je mehr er bekannt wurde, von Fremden aus allen Ländern Europas, die er ohne Unterschied der Heimat (Ep. IV, 19) mit gleicher Liebenswürdigkeit empfing (Ep. IV, 8), nicht selten sogar längere Zeit gastlich beherbergte. Von anderen erhielt er Briefe, die er neben seinen geschäftlichen, meist lateinisch, zu beantworten hatte; kurz, man begreift, warum er unter Klagen über sein eigenes arbeitsvolles Los (Ep. I, 5 und öfter) die Gelehrten des Altertums um ihre Unabhängigkeit beneidet und sie glücklich preist, dass sie soviel Zeit zum Bücherschreiben hatten.

Dabei hatte er in den ersten Jahren noch den sauer erworbenen Reingewinn mit seinen Brüdern zu teilen. Um solcher ungesunden und unberechtigten Gütergemeinschaft ein Ende zu machen, schlug er im Dezember 1542, von einer Reise nach Rom zurückgekehrt, Manutio de' Manutii eine Auseinandersetzung vor, die ihn zum alleinigen Vertreter der Druckerei machen sollte. Gegen einen Pacht von jährlich 100 Dukaten sollten sie ihm ihren Anteil abtreten. „Denn," so schreibt er ihm, „ich will nicht mehr von Eurer Leitung abhängen, nur von mir allein" (Lett. M. in. 1—3). Noch innerhalb des nächsten Jahres muss es auch zu einer Verständigung darüber und zur Trennung gekommen sein. Der älteste Bruder scheint damals schon die Nutzniessung seiner Pfründe in Asola angetreten zu haben; Antonio blieb zwar noch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine Reihe von Jahren im Geschäfte thätig, wir wissen z. B., dass er verschiedene italienische Ausgaben besorgte[30]), fügte sich aber ohne sonderliches Widerstreben der Oberleitung und Bevormundung durch Paolo, der vom Jahre 1544 an als alleiniger Verleger auftritt, wie auf dem Titel einer neuen Auflage von Ciceros Briefen, wenn er auch sonst in der Regel die bisherige Firma „Söhne Aldos" beibehielt.

Eigene Arbeiten ausser den textkritischen Untersuchungen, von deren Fortgang die erwähnte Ausgabe in vermehrten und umgearbeiteten Scholien Zeugnis ablegt, kamen in jener Zeit nicht über die ersten Anläufe hinaus, wie ein figurarum opus, vermutlich eine Zusammenstellung Ciceronianischer Bilder und Redewendungen, das er auf Antrieb Annibale Caros begonnen, auch eine Zeit lang mit Eifer fortgesetzt hatte (Ep. II, 32), aber dann liegen liess, weil es, wie er schreibt, seine Kräfte überstieg. Grössere Dienste hoffte er der Altertumsforschung durch die Bearbeitung eines vollständigen Kommentars zu Cicero zu erweisen, da er sich bei seinen bisherigen Studien von den unbefriedigenden Leistungen auf diesem Gebiete überzeugt und öfters vergebens Belehrung gesucht hatte. Schon in den Scholien von 1540 fehlt es daher nicht an scharfen Seitenhieben gegen unberufene und wenig urteilsfähige Vorgänger, unter denen er mit der allgemeinen Bezeichnung „Florentiner" namentlich Pietro Vittorio angreift. Auch bei einer späteren Gelegenheit (Praef. in Cic. or. pro Sextio) macht er seiner Entrüstung über die Mietlinge Luft, die infolge mangelnden Urteils ihrer Verleger und eigener Selbstüberschätzung die Käufer täuschten. Selbstverständliches zu erklären sähen sie als ihre Pflicht an; was aber schwierig und unklar sei, das eingehend zu besprechen unterliessen sie, weil dazu ein tieferes Eindringen in den Schacht der Wissenschaft notwendig wäre. Wenn sie über Sullas und Marius Leben die einschlagende Schrift Plutarchs gelesen hätten, glaubten sie vollständig zu einem abschliessenden Urteile über jene Männer befähigt zu sein.

Um etwas Gründlicheres leisten zu können, scheute er es nicht, sich weitläufigen Vorarbeiten zu unterziehen und sich daher vor allem mit der Geschichte der Republik im letzten Jahrhunderte ihres Bestehens, der Entwickelung der römischen Verfassung und der Staatseinrichtungen durch eigene Forschungen vertraut zu machen, zu diesem Behufe aber alle in Betracht kommenden alten Schriftsteller durchzulesen und zu verwerten (Lett. M. in. 326—328). Daneben liess er aber auch Inschriften und Münzen nicht unbeachtet, deren Wert als Fundgrube für unsere Kenntnis vom Altertume er hoch zu schätzen wusste. Er rühmt sich sogar in wenigen Stunden beim Durchwandern der reichen Sammlungen im Palaste der Loredani, der nahe der Rialtobrücke übrigens noch heute jedem Besucher Venedigs durch seine Inschrift als solcher kenntlich geblieben ist, mehr gelernt zu haben, als während mehrerer Monate aus Polybius und Livius (Lett. volg. f. 74). Als reichhaltigste Quelle sparte er sich Cicero bis zuletzt auf (Lett. M. in. 327). Die Ergebnisse aller dieser Untersuchungen gedachte er auf Veranlassung seiner Berater Pietro Bembo und Bernardino Maffei (Praefatio in librum de legibus romanis) systematisch in einem Handbuche zusammenzustellen, das zugleich als Unterstützung beim Verständnisse schwieriger und dunkler Abschnitte aus den gelesensten Klassikern dienen und zunächst in vier Abteilungen de senatu, de comitiis, de magistratibus, de iudiciis erscheinen sollte. Später hat er die Anlage des Werkes geändert und in vier Einzelwerkchen de legibus, de senatu, de comitiis und de civitate romana gehandelt; das Übrige blieb unausgeführt. Veröffentlicht wurde davon bei seinen Lebzeiten nur die Arbeit über die Gesetze; die drei anderen wurden von ihm selbst, vielleicht aus Bescheidenheit, unterdrückt und erst aus seinem Nachlasse herausgegeben.

In allen diesen antiquarischen Untersuchungen verrät er sich deutlich als engherzigen Untertanen eines aristokratischen Freistaates. Wie er überhaupt seine Vaterstadt als schönste Stadt der Welt und als Königin von Italien feiert (Lett. volg. f. 162: Discorso in lode della Italia e di Venetia), so erblickt er auch in ihrer Verfassung ein Abbild der Regierungsformen, unter denen Athen und Rom die Zeit ihrer höchsten Blüte erlebten (Ex libro de quatuor rebus publicis zu Ep. II, 2; Praefatio ad Ciceronis libros oratorios). Er verurteilt daher ebenso die demokratischen Bestrebungen der Gracchen, deren Sturz er als wohlverdiente Sühne ansieht (Prooemium libri de magistratibus romanis zu Ep. II, 26), wie die monarchischen Gelüste bei Pisistratus und selbst bei Cäsar (Praefatio in suos commentarios Ciceronis epistolarum ad Atticum). Auch dessen Unternehmen, an Stelle eines nicht mehr lebensfähigen Staatswesens ein neues kräftiges mit zeitgemässen Abänderungen zu setzen, verdammt er als schweren Frevel gegen die ehrwürdigen, durch Jahrhunderte bewährten Einrichtungen Roms.

Ähnliche Anschauungen sollte später eine geschichtsphilosophische Untersuchung, de quattuor rebus publicis, aussprechen, in der er die Verfassungen Spartas, Karthagos, Roms und Venedigs vergleichend behandeln wollte. Doch scheint er über die Anfänge, von denen er dem Gesandten der Este in Venedig, Faletti, eine Probe mitteilte, nicht viel hinausgekommen zu sein (Ep. II, 2). Auch chronologische Arbeiten,

[30]) Wie z. B. die Reisebeschreibungen des Giosafat Barbaro, 1543, Ariosts Orlando furioso, 1545, den 2. Band der Lettere volgari di diversi, 1545 u. a.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie ein Kalendarium romanum, beschäftigten ihn längere Zeit im Vereine mit Carlo Sigonio, dem späteren Gymnasialrektor in Bologna, dem Herausgeber des Livius und Cäsar (Praef. zum Kalendarium romanum).

Daneben bewies er in der Druckerei grosse Rührigkeit. 1545 hatte er die Zahl der neu herausgegebenen Werke auf siebzehn gesteigert, 1546 sogar auf siebenundzwanzig, eine Höhe, die weder früher noch später je erreicht worden ist. Mitten in diese arbeitsvolle Zeit fällt für ihn die Gründung eines eigenen Hausstandes. Im Jahre 1546 vermählte er sich mit Catarina, der Tochter des Venetianers Girolamo Odoni, und sah so sein Verlangen nach einer behaglichen Häuslichkeit erfüllt, deren Frieden er schon als Jüngling mehr liebte als den Lärm der Öffentlichkeit, mehr als die glänzenden Festlichkeiten seiner Vaterstadt (Ep. IV, 52; V, 13). Über die Familie seiner Gattin wissen wir, dass der Schwiegervater ein öffentliches Amt bekleidet haben muss (Lett. volg. f. 128 b) und trotz seiner kräftigen Natur im Jahre 1556 binnen wenigen Tagen der Pest erlag (Lett. M. in. 41), sowie dass sie zwei Brüder hatte, Carlo und Rinaldo. Letzterer gehörte dem geistlichen Stande an und war schriftstellerisch thätig[31]), während der andere auf den Besitzungen der Familie in Pieve di Sacco lebte, an denen später Paolos Gattin einen Anteil geerbt zu haben scheint (Lett. M. in. 233). Von ihr selbst erfahren wir nicht allzu viel. Wenn nach einem viel angeführten bekannten Ausspruche die Hausfrau die trefflichste ist, von der man am wenigsten spricht, so mag sie diesem Musterbilde aufs beste entsprochen haben, schon infolge der damals in Venedig geltenden Erziehungsgrundsätze. In fast orientalischer Zurückgezogenheit wuchs dort das junge Mädchen heran, bis das Rechts- oder besser Geldgeschäft ihrer Verheiratung, in der Regel ohne ihre Stimme, abgeschlossen war. Oft sogar bekam sie, wie die athenische Braut, den künftigen Gatten am Hochzeitstage zum ersten Male zu sehen. Ihr Wert oder Unwert konnte sich daher erst im Ehestande erweisen. So schreibt dem jungen Gemahl der langjährige Freund Annibale Caro unter dem 15. April 1547 (Lettere di Annibale Caro I, 160): „Wenn Du mit der gewählten Frau zufrieden bist, so freue ich mich mit Dir, obgleich mein Glückwunsch etwas spät kommt; ist das Gegenteil der Fall, so bezeige ich Dir mein Beileid."

In welchem Sinne die geäusserte Teilnahme am Platze war, lässt sich nicht mit voller Bestimmtheit behaupten, doch scheint die Wahl nicht ganz unglücklich gewesen zu sein. Zwar mag Catarina, oder wie sie Paolo regelmässig nennt Cateruzza, keine Frau gewesen sein, die ihrem Gatten geistig ebenbürtig gewesen wäre oder für seine wissenschaftliche Thätigkeit Verständnis bewiesen hätte, wie überhaupt die Lagunenstadt unter ihren Töchtern keine Vittoria Colonna, keine Olympia Morata aufzuweisen hat[32]). Aber allem Vermuten nach war sie eine tüchtige Hausfrau, deren stilles Wirken ihr Gemahl öfters rühmt (Ep. I, 5), deren Pflege er bei wiederholter Kränklichkeit selbst ungern vermisste und die ihn bei seiner Absicht, einen einfachen, sparsamen Haushalt (Lett. M. in. 21) zu führen, getreulich unterstützte. Wiederholt nennt er sie und seine Kinder das wertvollste Geschenk Gottes (Ep. I, 11 u. a.); nach ihr rief er in seinen Fieberphantasien, als er krank in Ferrara darniederlag (Krause, lib. adopt. 8), und es fällt ihm schwer, an fremdem Orte heimisch zu werden, wenn er sie nicht bei sich hat[33]). Erst in späteren Jahren muss infolge längerer Trennung, besonders aber infolge von Meinungsverschiedenheiten bei der Verheiratung der Tochter eine gewisse Entfremdung, zum mindesten Kälte zwischen den Gatten eingetreten sein.

Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor, von denen indes nur zwei den Vater überleben sollten Aldo, geboren Sonntag den 13. Februar 1547, ein Patenkind des Kardinals Benedetto Accolti (Lett. M. in. 325), und Maria, die im Mai 1551 das Licht der Welt erblickte und als echte Gelehrtentochter schon mit sieben Jahren Latein und Griechisch trieb (Lett. M. in. 53). Ausserdem hatte er noch zwei Söhne. Der ältere von beiden Girolamo, geboren Anfang Januar 1554 (Porcacchi, S. 292), war, wie der Vater versicherte, ganz sein Ebenbild und darum auch sein Liebling (Lett. M. in. 42). Trotz berechtigter Vorstellungen des Freundes Muret (Mur. ep. III, 2) sandte er ihn schon 1558 im zarten Knabenalter in das Haus Paolo Bosios nach Ragusa, wo er 1559 im Sommer starb (Lett. volg. f. 121b, f. 122b). Ottavio, das jüngste Kind, wurde im Mai 1560 noch vor Vollendung des ersten Lebensjahres den Eltern entrissen (Lett. volg. f. 159 b).

Trotz oder vielmehr gerade wegen der Gründung eines eigenen Hausstandes dachte Paolo Manutio mehr als je daran, seine Vaterstadt zu verlassen und in der Ferne einen Wirkungskreis zu suchen, in dem er mehr imstande war für die Zukunft der Seinen zu sorgen als durch den Betrieb des väterlichen

---

[31]) Discorso di Rinaldo Odoni per via peripatetica intorno all' immortalità dell' anima nostra. Venedig 1557.

[32]) Vgl. Otto Kaemmel in seiner Anzeige von Molmenti, la Storia di Venezia nella vita privata etc. Grenzboten 1884, IV, 316 u. 361 ff.

[33]) Brief an Seripando (vom 24. Juli 1562), mitgeteilt bei Renouard S. 531: e per questa ragione ho meditato molto, se io debba far venire mia moglie, non vedendo fermezza, ne ordine sicuro alla stampa, della quale dipende lo stato mio.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geschäftes, der trotz angestrengter Arbeit nur mässigen Nutzen abwarf. Er gab sogar Privatunterricht, um einen sicheren Nebenerwerb zu haben (Lett. M. in. 7) und um sich selbst für den Verzicht auf ein öffentliches Lehramt zu entschädigen. Wiederum richtete er seine Blicke verlangend nach Rom. Sein Gönner Bernardino Maffei trug seit April 1549 den Kardinalspurpur und scheint seinem Schützlinge bereits Hoffnung auf eine Anstellung gemacht zu haben, die ihm neben reichlichem Einkommen genügende Freizeit für wissenschaftliche Arbeiten gewährt hätte (Ep. I, 3). Auch hatte der freigebige Freund dem Sohne Aldo schon in der Wiege ein Jahrgeld von sechzig Dukaten zu zahlen begonnen (Krause, lib. adopt. 9).

Bereits waren alle Vorbereitungen für die Reise im vollen Gange, sogar für ein Pferd Sorge getragen, da durchkreuzte der Tod des Papstes seinen Plan (Lett. M. in. 5). Immerhin hoffte er noch, die Stimmen des Konklaves würden sich auf den Engländer Reginald Poole vereinigen, dessen Wohlwollen ihm von früher her sicher war (Lett. M. in. 7). Auch damit hatte er sich verrechnet. Im Sommer 1553 war er zwar in Rom (Lett. volg. f. 34b), aber ohne das gewünschte Ergebnis, zumal da sein Gönner Maffei im Juli 1553 starb. Trotzdem gab er sein Vorhaben nicht auf. Die nötigen Geldmittel für eine neue Reise und den ersten Aufenthalt sollte ihm der Bruder Manutio vorstrecken (Lett. M. in. 25); ausserdem hatte ihm der junge Matteo Senarega, der im Jahre 1554 mehrere Monate lang sein Hausgenosse und Schüler gewesen war, bei seinem Vater die Vermittlung eines Darlehns in Aussicht gestellt (Lett. M. in. 26). So kam es, dass er mehrere vorteilhafte Berufungen nach auswärts ablehnte, nach Frankreich (Lett. volg. f. 35b; f. 161), in dessen Gesandten bei der Republik Venedig er wohlwollende Fürsprecher besass, selbst nach Spanien, wo man ihm die glänzendsten Versprechungen machte (Lett. M. in. 24). Ungefähr gleichzeitig ersuchten ihn die Bologneser unter Zusicherung einer jährlichen Unterstützung von ungefähr 400 Dukaten (Lett. volg. f. 72), in ihrer Stadt eine Druckerei zu gründen (Lett. M. in. 28), und selbst der Herzog von Ferrara erneuerte, diesmal auf Betrieb Bartolomeo Riccios und Gio. Battista Pignas, seine Bemühungen ihn an seinen Hof zu ziehen (Krause, lib. ad. 12)[34]).

Erst nachdem von Bruder und Schüler die erbetene Hilfe ausgeblieben war, unterzog er die Anträge aus Ferrara und Bologna einer näheren Prüfung. Die Entscheidung wurde ihm nicht leicht. Für Bologna sprach ausser anderen Vorzügen die Erwägung, dass er sich durch die Wahl dieser Stadt dem Papste empfehlen würde (Lett. in. M. 30), schliesslich aber gab die Nähe Venedigs, die grössere Sicherheit vor Kriegsgefahr und die gesündere Lage den Ausschlag zu gunsten Ferraras.

Doch gedachte er auch der Stadt Bologna seine Bereitwilligkeit und dankbare Gesinnung zu beweisen, um so mehr, als er dort im Spätsommer und Herbste 1555 während eines Besuches bei Lodovico Beccadello, dem nachmaligen Erzbischofe von Ragusa, einen Empfang gefunden hatte, den er nicht genug rühmen konnte. Zugleich hoffte er seinem Bruder Antonio eine dauernde Wirksamkeit zu schaffen, der schon drei Jahre heimatlos und ohne sicheren Erwerb in der Fremde lebte — eine Zeit davon in Mailand (Lett. volg. f. 18b) — und für den er trotz der Verwendung bei seinem Freunde Ramusio keine Aufhebung der Verbannung hatte auswirken können (Lett. volg. f. 79b). Er war ihm daher zur Begründung einer Druckerei in Bologna behilflich, die wirklich eine Zeit lang im Gange war, aber bald in Stockung und Verfall geriet (Lett. M. in. 45), um so unaufhaltsamer, als ihr Oberhaupt unter körperlichen und geistigen Leiden zusammenbrach und damit seinen Angehörigen eine neue Sorge auferlegte — wiewohl die letzte, da er schon nach wenigen Jahren durch den Tod erlöst wurde.

Aber auch Paolo wurde ein Opfer seines Säumens. Trotz des Drängens der Freunde in Ferrara war er im Juli 1556 noch zu keinem Entschlusse gekommen (Lett. M. in. 36), als die Pest in Venedig ausbrach und so schwer wütete, dass die Nachbarstädte mehrere Monate lang von dort niemanden bei sich einliessen. Er selbst erkrankte so bedenklich, namentlich an den Augen, dass er eine endgiltige Absage nach Ferrara sandte — sogar, wie es scheint, in gereiztem Tone. Wenigstens empfand er später das Bedürfnis sich deswegen beim Kardinale Hippolyt von Este Verzeihung zu erbitten (Ep. III, 1). Die gleiche Absicht verfolgte er wahrscheinlich mit dem Plane eine Geschichte jenes Fürstenhauses zu schreiben, und holte deswegen bei seinem Freunde Pigna ein Gutachten ein (Lett. volg. f. 125b). Indes hatte dieses Vorhaben dasselbe Schicksal wie alle wissenschaftlichen Entwürfe aus jener Zeit[35]). „Schmerzvoll wie eine

[34]) Ep. IV, 43 spricht er auch von einer Perusina condicio, satis opima, satis honorifica. Doch ist die Zeit, in der der Brief geschrieben ist, nicht bestimmt zu ermitteln; möglicherweise ist das erwähnte Anerbieten dasselbe wie das des Kardinals von Urbino (L. volg. f. 64b) von 1547.

[35]) Von Entwürfen aus jener Zeit sind uns bekannt: ein Buch de imitatione, von dem er unter dem Titel: discorso intorno all' ufficio dell' oratore eine Probe in italienischer Sprache an Ottaviano Ferrario sendet (Lett. volg. f. 20) und in dem begleitenden Briefe äussert: Ho qualche capriccio, se haverò sanità et otio, di spiegare l'arte della retorica per via di discorso, e supra tutto la materia dell'imitare, nella quale ho ghiribizzato gran tempo e parmi di havervi trovato di molti secreti, i quali fin' hora il volgo non conosce; ferner ein Kommentar zu Plautus (Ep. III, 11), eine Grabrede auf Karl V. (Lett. volg. f. 157).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mutter auf das kranke Kind" blickte er auf die begonnenen Arbeiten, da er ihre Vollendung nicht zu erleben hoffte (Ep. III, 40). Seine Briefe musste er anderen diktieren und zu seinem Leidwesen auf die Durchsicht der Druckbogen verzichten (Ep. III, 34). Daneben verstimmten ihn die unerfreulichen Nachrichten aus Bologna über Antonio und Erbstreitigkeiten unter den Brüdern seiner Frau, in denen er obendrein die Rolle des Schiedsrichters und Vermittlers übernehmen musste (Ep. II, 5).

Ein Sommeraufenthalt in Asola während des Jahres 1557 brachte wenig Besserung, da gleichzeitig Bruder, Gattin und Kinder erkrankten (Ep. II, 1). So konnte er weder sein Vorhaben einige Herbstwochen am Gardasee zu verbringen ausführen, noch der Einladung Nizolios in Parma, des Verfassers des bekannten Thesaurus Ciceronianus, Folge leisten (Ep. II, 3) und erst auf der Heimreise Vincenzo Stella in Brescia besuchen (Ep. II, 13).

Endlich im Frühjahre 1558 (Lett. M. in. 45) fühlte er sich, dank der Kunst des Arztes Gabriele Faloppio, so gebessert (Ep. IV, 45), dass er mit neuem Lebensmute an seine Arbeit ging. Das beweist der überaus rege Briefwechsel, den er mit Muret unterhielt, als er dessen Bearbeitung der römischen Lyriker Catull, Tibull, Properz und dessen Ausgabe des Terenz in seinem Verlage erscheinen liess.

Noch eine andere vielversprechende Aussicht auf lohnende Thätigkeit schien sich ihm damals zu eröffnen. Unter der Leitung Federigo Badoeros wurde von neuem eine venetianische Akademie gegründet, zu dem Zwecke das wissenschaftliche und kirchliche Leben ganz Italiens durch Herausgabe gediegener Werke wieder anzuregen und den Ruf Venedigs als eines Mittelpunktes gelehrter Bestrebungen zu befestigen (Renouard, Annales S. 269 ff.). Zum Kanzler der Genossenschaft berief man Bernardo Tasso, den Vater des bekannten Dichters, und sicherte ihm zugleich für seinen damals sechzehnjährigen Sohn Unterstützung und Fürsorge zu. Als sonstige Mitglieder sind noch Morlopin Morlopino, Odoardo Thiene, Antonio Girardi, Giustiniano und Aloyse Badoero bekannt, namentlich aus einer schriftlichen Zahlungsverpflichtung, an der auch Paolo Manutio beteiligt war (Renouard S. 277). Dieser selbst bekam für den Anfang sämtliche Drucke übertragen und konnte nach dem reichhaltigen Verzeichnisse der von der Akademie angekündigten Werke auf lange Jahre hinaus seine Zukunft gesichert glauben, zumal da man sich ausserdem vom venetianischen Rate der Zehn die Zusicherung aller vom Staate zu vergebenden Druckerarbeiten zu verschaffen gewusst hatte.

Das erste Buch, das veröffentlicht wurde, war das Werk des Mantuaners Natta „de locutione dei". Ihm folgte eine Ausgabe der lateinischen Briefe Paolo Manutios mit dem Wahrzeichen der Akademie, der zum Himmel aufsteigenden Fama. Zunächst enthielt die Sammlung die später in den drei ersten Büchern vereinigten Schreiben,[36]) wurde aber in jeder neuen Auflage durch Hinzufügung neuerer oder älterer Briefe vermehrt, so dass sie zu Lebzeiten ihres Verfassers bis auf elf, nach dessen Tode auf zwölf Bücher anwuchs. Als Beweggrund für die Veröffentlichung giebt er selbst die Wahrnehmung an, dass schon Abschriften seiner Briefe gemacht worden seien. Darum liege für ihn die Befürchtung nahe, sie möchten in fehlerhafter Form verbreitet werden (Ep. V, 2). Wie eifrig sie studiert und benutzt wurden, davon legen zahlreiche rasch aufeinander folgende Ausgaben Zeugnis ab. Auch in Deutschland waren sie noch später so verbreitet, dass sie jetzt noch kaum in einem grösseren Antiquariatskataloge fehlen. Erst nach dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts, als man die Muttersprache für den schriftlichen Verkehr mehr und mehr bevorzugte, verloren sie an Bedeutung, waren aber noch im Jahre 1730 auf der Thomana in Leipzig als Lesestoff eingeführt,[37]) um den Schülern als Muster ciceronianischer Wohlredenheit selbst für die Bedürfnisse veränderter Zeiten zu dienen. Gehört auch ein grosser Teil davon zu der Gattung der epistulae salutatoriae, einer für uns reizlosen Form, um den Verkehr mit Abwesenden zu unterhalten oder sich ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen, so entbehren sie doch inhaltlich nicht jeglicher Abwechslung. Neben derartigen Schreiben an hohe Würdenträger in Staat und Kirche, an Edelleute und Gelehrte lesen wir Briefe, die den verschiedensten Bedürfnissen und Stimmungen Ausdruck geben sollen. Glückwünsche zu frohen, Beileidsbezeigungen zu schmerzlichen Ereignissen im Leben des Empfängers, Bitten um Übernahme einer Patenstelle, Erörterungen wissenschaftlicher Fragen oder geschäftlicher Angelegenheiten, Ermahnungen an Jünglinge zu eifriger Thätigkeit und streng sittlichem Wandel, Dankschreiben für erwiesene Wohlthaten und Aufmerksamkeiten wechseln ab mit Aufträgen untergeordnetster Art, wie wegen der

---

[36]) Einige Briefe (I, 18; II, 20; II, 30—32; III, 27, 40—44) der ersten drei Bücher fehlen in der Ausgabe von 1558. In die späteren Bücher sind viele Briefe aus früheren Jahren aufgenommen worden, so dass die Ermittelung der Abfassungszeit oft schwierig, manchmal unmöglich ist, und nur für die Briefe der ersten Ausgabe feststeht, dass sie vor oder bis zum Jahre 1558 geschrieben sein müssen.

[37]) Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland, S. 395.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Besorgung einer Taschenuhr, von Mailänder Wurst und gezuckerter Schwertlilienwurzel, und das alles wird in der gewähltesten Sprache und den volltönendsten ciceronianischen Perioden verhandelt.

Ebenso mannigfach ist der Stand, namentlich aber die Heimat der Empfänger. Mit Franzosen, Spaniern, Nord- und Süddeutschen, Polen, Ungarn, Dalmatinern und Cyprioten hat Paolo Manutio in Briefwechsel gestanden — ein Beweis dafür, wie weit sein Ruf gedrungen war — und allen gegenüber zeigt er sich als der *φιλόφιλος ἐν τοῖς μάλιστα*, wie ihn Muret nennt (Mureti ep. III, 9), immer liebenswürdig und dienstbereit, selbst dann, wenn die Beantwortung der bei ihm einlaufenden Schreiben seine Kraft und Zeit über Gebühr in Anspruch nimmt.

Als Anhang zu den Epistolae erscheinen, gleich von der ersten Ausgabe an, die Praefationes, Vorreden zu den Büchern des Verlags, in Form von längeren Widmungsbriefen an Freunde und Gönner, selbst an den Verfasser, in denen zwar zunächst die Vorzüge und Verdienste des Angeredeten, meist in überschwänglichen Lobeserhebungen, gefeiert werden, dann aber in der Regel die Gelegenheit zu einer Aussprache über wissenschaftliche Fragen nicht ungenutzt bleibt, wie über den Verfall der lateinischen Sprachstudien (Praef. in Cic. ep. ad. Qu. fr.), über die Wichtigkeit der Philosophie (in Ciceronis philosophiae partem alteram), der Geschichte (in Caesaris commentarios), der Dichtkunst (in Faleti poemata) oder auch über die Bedeutung des herausgegebenen Schriftstellers für seine Zeit und die Nachwelt (Praef. in Virgilium).

Die nächsten Auflagen der lateinischen Briefe erschienen nicht mehr unter dem Zeichen der Akademie, da zwischen der gelehrten Körperschaft und Manutio die geschäftlichen Verbindungen nicht allzulange Bestand hatten — zum Glück für ihn; denn wenige Jahre später fand das Unternehmen durch Badoeros Bankerott ohnehin ein jähes Ende. Die von ihm berechneten Druckerlöhne, für den Ballen zwölf Dukaten, mögen seinen Auftraggebern zu hoch erschienen sein. Sie hielten daher nach billigeren Meistern Umschau. Wenigstens wird uns die Abrechnung einer anderen Firma mitgeteilt (Renouard, Annales p. 278), die für eine Psalmenausgabe den Ballen mit zehn Dukaten berechnete, mit der daher Manutio nicht in Wettbewerb treten konnte, wenn er seinem Geschäftsgrundsatze nur gutes Papier und scharfe Typen zu verwenden nicht untreu werden wollte. Überdies wäre er im Jahre 1559, selbst wenn er Verpflichtungen gegen die Akademie übernommen hätte, gar nicht imstande gewesen ihnen gerecht zu werden, da er zu dieser Zeit in seiner Geschäftsthätigkeit eine Unterbrechung erlitt, die zum Untergange des Hauses zu führen drohte. Mit zwei Geschäftsleuten Thedoldo Rossi und Venturino Mandoleri hatte er 1556 durch Vermittlung des Gesandten Faletti vom Herzoge von Ferrara die Lieferung von Fischen für Venedig erpachtet, zunächst auf drei Jahre, vor Ablauf der Zeit aber die Verlängerung des Vertrages erbeten[38]) und allem Anscheine nach bewilligt bekommen. Ein Zusatz, der andere Lieferanten ausschloss, wurde durch einen Feind Rossis als hochverräterisches Unternehmen gegen den Staat ausgelegt und unter Berufung auf ein vor achtzig Jahren erlassenes Gesetz gegen die Übertreter Anklage erhoben. Der Gerichtshof der Vierzig leitete die Untersuchung ein; man belegte die Vorräte und Geschäftsbücher mit Beschlag, und dabei fand sich auch die Vertragsurkunde mit dem Namen Manutios, der bis dahin als stiller Teilnehmer unbekannt gewesen war (Lett. M. in. 49—51). Die beiden andern, die zuviel aufs Spiel gesetzt hätten, wenn sie auf die Ladung vor Gericht nicht erschienen wären, stellten sich der Verantwortung. Er selbst wurde öffentlich vorgefordert und hatte nach Ablauf der ihm gesetzten Frist eine Verurteilung in contumaciam zu sechs Monaten Gefängnis, zehn Jahren Verbannung und fünfhundert Dukaten Geldstrafe zu gewärtigen. Eine Kerkerhaft von sechs Monaten wäre aber sicher sein Tod gewesen; das Geld zu schaffen war er ebenfalls nicht imstande: so suchte er im Kloster San Giovanni e Paolo bei einem befreundeten Mönche Fra Sisto Medici[39]) eine Freistatt und vorläufiges Versteck. Seine Druckerei entvölkerte sich währenddem durch den Weggang seiner wissenschaftlichen Hilfskräfte Fasinardo, Podocatharo, Nicolao aus Kreta (Ep. III, 27, L. volg. f. 156); er selbst aber flüchtete nach Padua. Hier hatte er, wie sein Landsmann Antonio bei Shakespeare, das Glück einen rechtskundigen Beistand und Retter aus schwerer Bedrängnis zu finden. Seine Porzia wurde der Jurist Pace Scala (Lett. volg. f. 142 ff.), der trotz der rauhen Jahreszeit die Reise nach Venedig unternahm, wo bereits die Freunde des Beklagten allen ihren Einfluss aufgeboten hatten, um das drohende Unheil abzuwenden. Die näheren Einzelheiten des Prozessganges entziehen sich unserer Kenntnis, da Manutio selbst nur in allgemeinen, bloss Eingeweihten verständlichen Andeutungen von der leidigen Angelegenheit spricht (Ep. IV, 1; IV, 5; IV, 33 u. a.) und nur einmal die Beredsamkeit seines rechtskundigen Schützers als eine stets siegreiche Macht rühmt (Lett. volg. f. 145). Jedenfalls war aber der ganze Zwischenfall nicht ohne Geldkosten und Verluste vorübergegangen, was für ihn um so empfindlicher

[38]) Scelta di curiosità letterarie, Bd. 157, S. 259 Hier tritt Manutio als Wortführer im Namen der übrigen auf und beruft sich darauf, wie pünktlich sie ihren Zahlungsverpflichtungen bis jetzt nachgekommen seien.

[39]) Brief an Muret vom 11. Februar 1559 bei Lazzeri, Miscellaneorum etc. Tom. II, pag. 390.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war, als ihm bereits durch das Unglück seines Bruders Antonio in Bologna Einbusse an Geld erwachsen, sowie die Sorge um dessen Gattin zugefallen war, der er jährlich 36 Dukaten Unterstützung zukommen liess (Lett. M. in. 48) und die er obendrein für ihre verlorene Mitgift von 800 Dukaten schadlos halten sollte (Lazzeri II, 392—93). Es kam ihm daher sehr gelegen, dass der Bischof von Ceneda, Michele Turriano, den er im Juli besuchte und von dem er bereits früher 1555 ein ansehnliches Geldgeschenk[40]) erhalten hatte, ihn nicht nur mit Trostesworten aufzurichten und zu ermutigen wusste, sondern ihm auch von neuem eine Unterstützung zufliessen liess, ausserdem für die Zukunft seine Hilfe versprach (Ep. IV, 1). Seine eigenen Bemühungen seine Einkünfte zu vermehren hatten zu keinem befriedigenden Ergebnisse geführt, wie seine Bewerbung bei dem venetianischen Senat um den Auftrag die Geschichte der Vaterstadt in lateinischer Sprache zu schreiben (Lett. M. in. 67), bei welcher Gelegenheit ihm sein Freund Paolo Ramusio vorgezogen wurde (Praef. in Caesaris commentarios).

Noch war aber das Mass schmerzlicher Erfahrungen nicht erschöpft. Kaum hatte er sein jüngstes Kind Ottavio taufen lassen, zu dessen Paten er unter anderen seinen Anwalt Pace Scala und seinen liebenswürdigen Gastfreund Vincenzo Stella in Brescia erwählt hatte (Lett. volg. f. 149 b), da ereilte ihn aus Ragusa die Hiobspost, dass sein Liebling Girolamo im Hause Bosios, der den begabten Pflegesohn schon zu seinem dereinstigen Erben (Lett. M. in. 53) bestimmt hatte, plötzlich gestorben war (Lett. volg. f. 122 b). Schmerzgebeugt konnte sich der trauernde Vater nur mit dem einen Gedanken trösten, dass dem früh der Erde entrissenen Knaben auch viel Leid und Ungemach des Lebens erspart geblieben sei (Ep. IV, 36).

Es begreift sich daher, dass dem vielgeprüften Manne der Boden der Heimat, wo er so viel Trübes erlebt hatte, verleidet war. Schon während seines unfreiwilligen Aufenthaltes in Padua hatte er, von Verbannung bedroht, mit Rom und Bologna in Verhandlungen gestanden (Lett. M. in. 51), aber lediglich wegen der hohen Kosten des Umzugs seine Entscheidung vorläufig verschieben müssen. Gesundheitsrücksichten wenigstens hinderten ihn in seinen Entschliessungen nicht mehr, da er sich, dank der trefflichen Luft Paduas (Lett. M. in. 58), so wohl und kräftig fühlte, wie seit Jahren nicht mehr. Am begehrenswertesten erschien ihm, wie früher, vor allem ein Ruf nach Rom. Um sich dort den Boden zu bereiten, begrüsste er den Papst Pius IV. nach seiner Wahl mit einem längeren Glückwunschschreiben, in dem die schönen Wissenschaften redend auftreten, um dem neuen Oberhaupte der Kirche ihre Freude über seine Erhöhung auszusprechen. Daran knüpfen sie den Wunsch, er möge in seinen löblichen Bestrebungen fortfahren, und erbitten für sich zugleich seinen Schutz in ihrer kümmerlichen Lage und ihrer Einsamkeit (inopia et solitudo, Ep V, 1). Der Wink wurde nicht missverstanden; um so weniger, als sich eine Gelegenheit bot die Dienste des Venetianers zum Wohle der Kirche auszunutzen. Pius IV., ein allen übertriebenen Massregeln abgeneigter Papst und darum nicht so sehr wie sein Vorgänger von den Segnungen der Inquisition überzeugt[41]), erblickte das wirksamste Kampfmittel gegen die Reformation in der Arbeit am eigenen Lehrgebäude der römischen Kirche, namentlich aber darin, dass Klerus wie Laien ihre religiösen Überzeugungen durch eigene Vertiefung in apologetische Schriften sich selbst bildeten und aus diesen sich die Waffen zur Abwehr der Irrlehren holten. „Man suchte die Ketzer zurückzuführen, indem man an der eigenen Läuterung arbeitete[42])." Deshalb sollten geeignete Schriften der Kirchenväter aus den handschriftlichen Schätzen des Vatikans durch mustergiltige, fehlerfreie, zugleich gut ausgestattete Ausgaben zu billigem Preise verkauft und dadurch allgemein zugänglich gemacht werden. Als man nach einer geeigneten Kraft suchte, die mit philologischer Schulung und Genauigkeit fachmännische Erfahrung und Geschäftskenntnisse in der Buchdruckerei verbinden sollte, fiel die Wahl auf Paolo Manutio. Ob der Papst selbst, der bei seiner unermüdlichen Sorge um das Wohl der Kirche (Ep. VI, 15) an der Verwirklichung des Planes regen Anteil bewies, von vornherein sein Augenmerk auf den Sohn Aldos gerichtet hatte oder nach den Vorschlägen anderer seine Entscheidung traf, ist nicht ganz bestimmt zu ermitteln. Nur soviel ist sicher, dass jener bereits im Februar 1560 von dem ihm zugedachten Posten erfahren (Lett. volg. f. 154), zunächst aber noch längere Zeit, wie so oft schon früher, in seinen Entschlüssen geschwankt hatte (Lett. volg. 159 b) und dass erst seit Seripandos Ernennung zum Kardinale die Verhandlungen in rascheren Fluss kamen. Dieser war schon seit länger als einem Vierteljahrhundert mit Paolo befreundet und hatte vermutlich ebenso dessen Vorteil bei Festsetzung des ihm zu gewährenden Einkommens zu wahren, als dessen Unschlüssigkeit durch Drängen auf baldige Entscheidung zu überwinden verstanden. Er hatte damit um so mehr Erfolg, als sein Freund in der ihm angetragenen Stellung die Gelegenheit sah, seinen durch mancherlei Unfälle und Verluste

---

[40]) Lett. volg. f. 26. Hier nennt er die Summe nicht, sondern spricht von einem reichen Geschenk (così raro dono) im allgemeinen. Porcacchi, der denselben Brief abdruckt, berichtet von 200 Scudi. (S. 277).

[41]) Ranke: Römische Päpste I, 208 (Bd. 38 der Gesamtausgabe seiner Werke).

[42]) Hettner: Italienische Studien. S. 294.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in den letzten Jahren rege gewordenen Wunsch nach einer festen auskömmlichen Stellung zu befriedigen, in der er mehr als bisher für die Zukunft der Seinen sorgen konnte[43]). Noch dazu berief man ihn in die Stadt, nach der es ihn seit seinen Jünglingsjahren allezeit verlangt, und in den Dienst der Kirche, deren Bestrebungen er von jeher mit eigenem Herzensanteil verfolgt hatte. Schon in seiner Jugend hatte er durch den Verkehr mit Männern wie Gasparo Contarini und Reginald Poole, die Venedig zu einem Mittelpunkte der kirchlichen Reformbewegung innerhalb Italiens gemacht hatten[44]), zu ernster Beschäftigung mit religiösen Fragen den Anstoss erhalten. Gleich seinem Vater (Schück, S. 100—101) ein Zeuge dafür, dass auch in jenen Zeiten Begeisterung für das Altertum und christliche Glaubensfestigkeit wohl vereinbar waren, macht er aus seiner Bekenntnistreue nie ein Hehl und gesteht wiederholt ein, dass er oft im Aufblick zu Gott, dem Quell alles Guten (Ep. I, 2), dem Lenker seiner Geschicke in trüben Tagen, wenn alles wankte, den Halt gefunden habe (Ep. I, 7). Dass den rechten Weg zu solcher Erkenntnis nur Rom zeigen könne, galt ihm als unumstössliche Gewissheit. Wie zu einer Gottheit blickt er zu dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche empor; denn zwischen ihm und dem Höchsten giebt es keine menschliche Macht mehr als Vermittlerin (Ep. VI, 1). Auch die Kardinäle hatten Teil an seiner Verehrung, da sie bei der Papstwahl zu Trägern des göttlichen Willens ausersehen waren (Praef. in Regin. Poli librum de concilio). Um so schmerzlicher empfand er den Abfall von Rom seit dem Auftreten Luthers als eine Empörung gegen den Stellvertreter Gottes und eine Verirrung vom rechten Wege. Wer solchen Lehren anhing, hörte auf sein Freund zu sein, wie der treffliche Johannes Sturm in Strassburg und der reich begabte Ungar Andrea Dudith, der Jahre lang sein eifriger Schüler gewesen und fast wie ein Sohn von ihm geliebt worden war, aber seit der Niederlegung seiner Würde als Bischof von Fünfkirchen und seiner Verheiratung alle Anrechte auf die frühere Zuneigung verwirkt hatte (Lett. M. in. 103). Die Briefe an beide sind zwar in späteren Ausgaben nicht unterdrückt worden, aber darüber steht statt des Namens ein schwarzes Kreuz als Zeichen, dass sie aus seinem Gedächtnis ausgewischt und für ihn tot waren.

In bitteren Worten klagt er wiederholt über die Stürme, die das Schiff Petri zum Wanken gebracht haben (Ep. I, 1) und spricht es als sehnlichsten Wunsch aus, den Tag zu erleben, da wieder ein Hirt und eine Herde sein werde; ja, er würde den Märtyrertod für die Kirche als ein beneidenswertes Los segnen (Praef. in librum Reginaldi Poli de concilio). Sicherlich hätte er nimmermehr der Sache der Evangelischen soviel Bestand zugetraut, dass sie sich in seiner eigenen Vaterstadt, ganz nahe seinem Hause in San Paterniano, an der Piazza Manin eine dauernde, wenn auch bescheidene Wohnstätte erobern könnten.

Mit Freuden war er auch bereit in den Dienst der Kirche zu treten (spatii ad deliberandum nihil sumpsi statim rescripsi, Praef. in librum Poli) und die Verhandlungen gingen nun Zug um Zug. Am 10. März 1561 war die Gründung einer Druckerei im päpstlichen Konsistorium fest beschlossen worden, wobei sich Seripando neben Morone, Farnese und anderen Kardinälen lobend über Manutio ausgesprochen hatte[45]), und bereits am 22. desselben Monats hatte dieser seine Bereitwilligkeit zur Annahme der Wahl erklärt (Lett. M. in. 361). Sein Fürsprecher, der selbst zum Konzile nach Trient ging, beauftragte Antonio Bernardis von Mirandula, den ehemaligen Bischof zu Caserta (Lett. M. in. 361—62) mit der brieflichen Erledigung aller Einzelheiten, wozu namentlich die Festsetzung des Vertrags gehörte. Die Forderungen Manutios, die er unter dem Beirat Tomaso Giuntas entworfen hatte (Lett. M. in. 362), waren nach dem Wortlaute der in der ambrosianischen Bibliothek noch erhaltenen Urkunde (Renouard S. 524) ungefähr folgende: Freie Wohnung und fünfhundert Dukaten jährliches Gehalt; zweihundert Dukaten Umzugsentschädigung; für seinen Sohn Aldo ein Jahresgeld oder eine Pfründe[46]); Abschluss des Vertrags auf zwölf Jahre. Ferner sollte der römische Stuhl weder durch Krieg noch durch Pest seinen Verbindlichkeiten überhoben sein. In der Leitung der Druckerei behielt er sich die Verfügung über alle geschäftlichen Anordnungen vor, wie über die Anschaffung der Materialien, Auswahl der Arbeiter und Korrektoren u. a. Sämtliche Kosten sollten von der päpstlichen Kasse getragen, die Rechnung durch einen besonderen Beamten geführt, der Reingewinn alle vier Monate ermittelt und dann zu gleichen Teilen an die Vertragschliessenden ausgezahlt werden.

---

[43]) Ep. IX, 5: laborabam domesticis incommodis fratrum meorum culpa: nec spes erat emergendi, nisi nova consilia caperentur.

[44]) Ranke: Römische Päpste I, 89.

[45]) Brief Seripandos bei Renouard S. 525.

[46]) An Stelle des cavalierato mit 150 Dukaten Einkommen trat noch in demselben Jahre die Zusicherung eines Jahresgeldes von 100 Dukaten; doch vermutet schon Renouard, dass es bei dem Versprechen geblieben und vielleicht nie eine Zahlung erfolgt ist (S. 443).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alle Forderungen wurden bereitwilligst zugestanden, wie im April noch Seripando nach Venedig melden konnte (Lett. M. in. 363—364), ja auf Antrag des Kardinals Morone die Umzugsvergütung auf dreihundert Dukaten erhöht. Selbst weitergehende Ansprüche wären erfüllt worden, wie Manutio später erfuhr (Lett. M. in 60); aber er hatte bescheiden nur das verlangen wollen, was ihm vernünftig und anständig erschien. Ohnehin hoffte er binnen drei Jahren nicht nur aus allen Geldverlegenheiten befreit zu sein — er hatte bereits die Ausstattung der Gattin verpfänden müssen (Lett. M. in. 55) — sondern sogar durch Ankauf lebenslänglicher Renten für die Seinen ausgiebig sorgen zu können (Lett. M. in. 58). Denn unter dem Schutze päpstlicher Privilegien gedachte er nebenbei durch den Vertrieb philologischer Werke einen lohnenden Erwerb zu finden und die venetianischen Buchdrucker aus dem Felde zu schlagen (Lett. M. in. 59—60).

Nun blieb nur noch der Widerstand der Gattin zu besiegen, die aus Sorge um die Gesundheit ihres Gemahls oder aus Anhänglichkeit an die Heimat sich mit Bitten und Thränen seinem Vorhaben entgegensetzte, ihn aber in seinem Entschlusse nicht wankend machen konnte (Lett. M. in. 55). Auch die Behörden Venedigs sahen ihren berühmten Mitbürger ungern scheiden (Lett. M. in. 62). Nur die Buchhändler frohlockten, dass sie einen angesehenen Konkurrenten zum Verzicht auf altklassische Schriftstellerausgaben bewogen meinten (Lett. M. in. 60) Die Abreise hatte er anfangs auf den Herbst festgesetzt; indes dem Wunsche des Papstes, der sein baldiges Eintreffen verlangte, konnte er den Gehorsam nicht verweigern, so sehr auch die Ärzte von der Reise und Übersiedlung im Hochsommer abrieten. Zudem war seine Gesundheit immer noch nicht jeder Zumutung gewachsen; er trug allein vier Fontanellen an seinem Körper (Lett. M. in. 56).

Aber der lebensmüde, gebrochene Mann der letzten fünf Jahre ist nicht wieder zu erkennen, so getrost und unternehmungsfreudig blickt er in die Zukunft, von der er sich die Verwirklichung aller Hoffnungen, sogar hinreichende Zeit für wissenschaftliche Arbeiten erträumt. Am Abend des 7. Juni 1561 machte er sich auf den Weg nach Pesaro[47]). „Ich ziehe mit guter Hoffnung," schreibt er vorher seinem Bruder (Lett. M. in. 55), „falls ich am Leben bleibe. Sollte es anders kommen, so empfehle ich Dir Aldo, seine Mutter und die Kleine." Gattin und Kinder liess er vorläufig bis zum nächsten Frühjahr in Venedig; nur Aldo sollte bereits im Herbste ihm folgen, da er vorher im Geschäfte nicht abkömmlich war. Lediglich eine langjährige slavonische Dienerin (Lett. M. in. 40, 155) Margherita, deren Pflege und Kochkunst er bei seinem schonungsbedürftigen Zustande nicht missen konnte, begleitete ihn auf seiner Fahrt (Lett. M. in. 61).

III. In Rom.

Die ersten Eindrücke, die Manutio in Rom empfing, waren ganz dazu angethan, die frohe Stimmung zu erhöhen, mit der er am Ziele seiner Sehnsucht ankam, einem Ziele, wohin auch schon des Vaters Aldo Wünsche gerichtet gewesen waren (Lett. M. in. 61). Er fühlte sich in seiner neuen Umgebung so recht im Fahrwasser. Während in seiner Vaterstadt der Kastengeist ein Emporkommen niedrig Geborner unmöglich machte (Lett. M. in. 61), glaubte er nun da angelangt zu sein, wo nur Verdienst, nicht lediglich vornehme Geburt, die Anwartschaft zu den höchsten Ehren verlieh. Dazu kam, dass überall in der Stadt eine rührige Betriebsamkeit durch den neuen Papst angeregt worden war, der durch prächtige Bauten, grossartige Wasserleitungen und Strassenanlagen das alte Rom in seinem Glanze wieder zurückrufen wollte (Ep. VI, 8). Dass er auch der Arbeit an der schriftlichen Hinterlassenschaft des Altertums Neigung und Verständnis entgegenbrachte, bewies er in der zweiten Audienz, die er dem Ankömmlinge bewilligte (Lett. M. in. 59). In anerkennenden Worten hob er dessen Verdienste um die antike Litteratur hervor und betonte ausdrücklich, dass er nicht nur durch kirchliche Werke, sondern auch durch Leistungen in seiner bisherigen Fachwissenschaft der Welt nützen und Rom Ehre bringen sollte. Die bescheidene Antwort seines neuen Untergebenen bestand in Ausdrücken des Dankes dafür, dass es ihm dadurch vergönnt sei, den Ruhm seines Vaters zu erhalten und nicht auf die Barbaren übergehen zu lassen (Lett. M. in. 59).

Obwohl ferner Pius IV. wünschte, dass die zu druckenden Bücher zu möglichst niedrigem Preise verkauft werden sollten (Lett. M. in. 67), wies er doch in einer Versammlung der Kardinäle diese an, für die Druckerei keine Kosten zu sparen, namentlich aber ihren Leiter durch Bewilligung und Zuteilung geeigneter

[47]) Brief an Seripando vom 7. Juni 1561 (Renouard S. 525).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mitarbeiter möglichst zu schonen und zu entlasten, damit seine Gesundheit nicht zu leiden hätte (Lett. M. in. 66). Zugleich gab er Morone, Amulio und Trani die Weisung, dafür zu sorgen, dass es Manutio und seiner Druckerei an nichts mangle; denn er wolle ein Unternehmen von gutem Klange begründet sehen.

„Hätte mein Vater liebevollere Worte zu mir sprechen können?“ schreibt Paolo gerührt an seinen Bruder. Kein Wunder, dass die Würdenträger der Kirche in Gunstbezeigungen und Bereitwilligkeit gegen ihn wetteiferten, was ihm zwar mehr Einladungen zu Gastmählern einbrachte und mehr Verpflichtungen zu Höflichkeitsbesuchen auferlegte, als ihm lieb sein mochte, ihn aber auch mancher Weitläufigkeit überhob, wenn er irgend ein Anliegen vorzubringen hatte. So wurden ihm auf sein Ersuchen die Verhandlungen mit dem umständlichen und kargen päpstlichen Kassierer der Druckerei dadurch erspart, dass er mit seinen Wünschen unmittelbar an den Kardinal Borromeo gewiesen wurde.[48])

Auch das Haus, das man ihm zur Wohnung bestimmte, in früheren Jahren das Heim des Augustinergenerals Egidio von Viterbo,[49]) im Giardino dell'Aragonia, nahe der Fontana Trevi (Lett. M. in. 366), mitten in anmutigen Gärten und darin drei Springbrunnen, war so schön und lieblich wie wenige in Rom. Dankerfüllt preist er daher am Tage seines Einzugs, dem 8. September 1561, Gottes Führung, der ihn aus Verzweiflung und Lebensüberdruss so herrlich gerettet hatte (Lett. M. in. 66). Freilich vermisste er noch das Walten seiner Gattin, bis zu deren Ankunft ihm eine feste Ordnung im Haushalte und Geschäftsbetriebe unmöglich erschien. Selbst seinen Bruder Manutio in Asola forderte er auf nach Rom zu kommen; hier wollte er ihm eine auskömmliche Stelle in der Druckerei verschaffen oder zur Begründung eines lohnenden Verlages für rasch abzusetzende Tagesneuigkeiten behilflich sein (Lett. M. in. 71), fand aber mit seinen wohlgemeinten Vorschlägen bei dem schwerfälligen Sonderlinge kein Gehör; ebensowenig wie mit seinem Anerbieten ihm den Betrieb der Druckerei in Venedig zu übertragen (Lett. M. in. 70).

Schon im Dezember desselben Jahres wollte er auf zwei Pressen den Druck beginnen (Lett. M. in. 70; Ep. VI, 8). Ursprünglich sollte als erste Leistung die hebräische Bibel erscheinen, doch wurde nach eingehenden Beratungen in dem Ausschusse der Kardinäle, denen die Oberaufsicht übertragen war, unter Zustimmung Seripandos der Plan aufgegeben[49]). Man beschloss daher mit der Herausgabe der Briefe Cyprians die Thätigkeit zu eröffnen. Aber auch diesem Vorhaben stellten sich mancherlei unvorhergesehene Hindernisse entgegen. Für die Gestaltung des Textes, bei dem eine alte Veroneser Handschrift des Kirchenvaters verglichen werden musste (Praef. in Cyprianum), hatte man den bewährten Philologen Faerno als Mitarbeiter gewonnen, doch wurde im Spätherbste 1551 durch dessen plötzlichen Tod eine unerwartete Unterbrechung verursacht,[50]) und erst am 2. Februar 1563 konnten die ersten Exemplare an Seripando abgesandt werden,[51]) nachdem bereits andere, eher druckfertige Werke vorangegangen waren.

Weitere Schwierigkeiten bereitete die Beschaffung der Drucklettern, die nach dem ausdrücklichen Wunsche des Papstes in reichhaltigster Auswahl vorhanden sein sollten (Lett. M. in. 62). Vergeblich bemühte sich Manutio bei der Familie Torresani das Kursiv seines Vaters zu bekommen: sein Vetter Andrea war unerbittlich hart, vermutlich weil seine Versuche, durch Wiedervereinigung mit den Manutiern den unverkennbaren Rückgang des eigenen Geschäftes aufzuhalten, von ihnen abgewiesen waren (Lett. M. in. 61 – 62). Bereitwilliger als die Verwandten bewies sich Tomaso Giunta, der in uneigennützigster Weise mit seinen eigenen Vorräten aushalf und zur Erlangung anderer Lettern aus Frankreich behilflich war (Lett. M. in. 62).

Als erstes Buch ging aus der römischen Druckerei die Schrift des Kardinals Poole de concilio hervor, die Paolo Manutio dem Gründer und Oberhaupte des Unternehmens, dem Papste zueignete. Bereits im November 1561 hatte er den Entwurf der Vorrede an Seripando zur Begutachtung übersandt, auch von diesem einige Änderungsvorschläge als Ergebnis einer Beratung mit dem Erzbischofe von Zara mitgeteilt erhalten[52]) und berücksichtigt. Nur den Bericht über seine Berufung nach Rom liess er ungekürzt, um für die erfahrene Auszeichnung zu danken und seine Opferwilligkeit und Ergebenheit zu beteuern. Dass der Papst so treue Arbeit zu ehren und zu begünstigen wusste, zeigt der Wortlaut des Privilegiums für alle von der Druckerei hergestellten Bücher.[53]) Damit die Arbeit und Mühe „des geliebten Sohnes“ nicht umsonst sei, wird bestimmt, dass alle, die seine unter grossen Kosten

---

[48]) Desgl. vom 15. Juli 1561 (Renouard S. 526).

[49]) Brief Seripandos vom 6. Oktober 1561 aus Trient (Renouard S. 527); Brief Manutios an ihn vom 24. Juli 1562 (Renouard S. 531).

[50]) Brief vom 15. Juli 1561 (Renouard S. 526).

[51]) Brief an Seripando vom 2. Februar 1563 (Renouard S. 532).

[52]) Brief Seripandos an Manutio vom 11. Dezember 1561 (Renouard S. 528).

[53]) Abgedruckt im Hiobkommentar des Thomas von Aquino (Renouard S. 184).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

genau und sorgfältig verbesserten Bücher nachdruckten, in eine Geldstrafe von fünfhundert Dukaten verfallen sollten. Der Erlass sollte überall öffentlich angeschlagen werden und sich übrigens nicht bloss auf kirchliche, sondern auf alle Schriftsteller ohne Unterschied beziehen, die entweder von Manutio zum ersten Male herausgegeben würden oder Textverbesserungen von seiner Hand aufwiesen. Ausserhalb des Kirchenstaates erhielt dieser Schutz des litterarischen Eigentumsrechtes noch für die Gebiete von Neapel und Mailand Geltung (Lett. M. in. 84).

Ein guter Teil der zur Veröffentlichung bestimmten Schriften waren griechische Apologeten, für die Übersetzer ins Lateinische gesucht werden mussten. Solche fanden sich in Poggiano für Chrysostomus de virginitate und Pietro Galesini, wie es scheint, einem Untergebenen des Kardinals Borromeo (Lett. M. in. 372), für eine Reihe von Schriften Gregors von Nyssa. Selbst der Oberbibliothekar des Papstes, Kardinal Sirletti, überhaupt durch seine Gelehrsamkeit und seinen Einfluss eine Hauptstütze für das Werk Manutios, erbot sich zu der gleichen Arbeit an den Briefen des Hieronymus[54]).

Aber trotz aller reichlich geleisteten Hilfe und Mitarbeit empfand der Leiter der Druckerei nur zu bald, dass er bei Übernahme jener Verpflichtung seine Kräfte überschätzt hatte. Vor allem beklagte er es schmerzlich (Ep. VI, 17; VII, 10), wie eitel die Hoffnung gewesen war, er könnte auch seinen eigenen wissenschaftlichen Neigungen leben. „In Rom sich freie Zeit wünschen kann nur der, der Rom nicht kennt," schreibt er bereits im November 1562 an Nizolio (Ep. VI, 16). Nur zur Nachtzeit oder, nach seinem schon von früh auf geübten Brauche, in den Morgenstunden konnte er ungestört über seine Zeit verfügen (Ep. VI, 12; VI, 16) oder den Pflichten seines ausgedehnten Briefwechsels nachkommen, dessen Erledigung nachgerade unmöglich wurde. Denn viele schrieben nur deshalb an ihn, um eine Probe seines lateinischen Stils zu erhalten, und er durfte deshalb seinen Ruf als Meister in der Sprache Ciceros nicht durch eine nachlässige Leistung aufs Spiel setzen (Ep. IX, 12). Manche auch erbaten seine Fürsprache oder Vermittlung, um zu einer guten Versorgung zu gelangen. Ja, es wurde ihm sogar das Ansinnen gestellt, die Söhne des Fürsten Bonifacio von Gaëta zu unterrichten, zuerst durch einige Kardinäle, dann durch Gio. Turritiano in Sermonetta (Ep. VI, 9). Doch musste er vorläufig den Antrag ablehnen, nicht etwa, wie er ausdrücklich bemerkt, weil er sich solcher Thätigkeit schämte, denn was zu wissen ehrenvoll sei, könnte auch zu lehren nicht erniedrigend sein, sondern lediglich, weil es ihm an Zeit dazu gebrach. Nicht einmal seinen Sohn Aldo, der seit dem Herbste 1561 bei ihm lebte, dessen Erziehung er von früh auf in der sorgsamsten Weise überwacht hatte, und dem er sogar zur Begründung eines gelehrten Rufes im Knabenalter behilflich gewesen war[55]), konnte er durch seinen Rat und Beistand so fördern, wie er wohl gewünscht hätte. Zum Glück war der angehende Jüngling bereits so selbständig und fest in den alten Sprachen, dass er der Nachhilfe entraten konnte (Ep. VI, 9), ja, dass der Vater rühmend an ihm anerkannte, er wisse weit mehr als er selbst in gleichem Alter (Lett. M. in. 69). Noch mehr Freude machte es ihm, dass der Sohn bei seinem kräftigen Körperbau zu der Hoffnung berechtigt war, einmal ein hohes Alter zu erreichen (ebenda). Welchen Beruf er später erwählen sollte, darüber war sich Paolo selbst noch nicht klar. Nur so viel stand bei ihm fest: Philolog und Buchdrucker sollte er nicht werden, da die Vertreter dieser Thätigkeit infolge der abnehmenden Neigung für Altertumsstudien nicht in demselben Ansehen standen wie Theologen und Rechtsgelehrte (Lett. M. in. 173). Aber auch für den geistlichen Beruf scheint der Vater nicht viel Anlage und Neigung bei Aldo entdeckt zu haben. Wenigstens verlobte er ihn, allem Anscheine nach bereits im Jahre 1562, mit der elfjährigen Tochter des Venetianers Paolo Lombardini, um ihre reiche Mitgift von dreitausend Dukaten nebst Erbschaftsaussichten auf das Vermögen eines unverheirateten Oheims seinem Hause nicht entgehen zu lassen (Lett. M in. 92). Man ist sogar versucht zu glauben, dass er noch früher die Partie schon ins Auge gefasst hat (Lett. volg. f. 145 b). Die Hochzeit sollte stattfinden, sobald die jugendliche Braut in das heiratsfähige Alter getreten wäre; doch zerschlug sich das Verlöbnis im Sommer 1565 (Lett. M. in. 74), vermutlich auf Wunsch des Bräutigams. Indes wusste sich der Vater damit zu trösten, dass noch nichts versäumt sei und dass sich in Rom oder Venedig wohl noch eine reichere Partie mit noch angesehenerem Verwandtenkreise finden werde Im Herbste desselben Jahres sandte er Aldo nach Venedig und Asola, namentlich um das Geschäft in der Vaterstadt, das in den letzten Jahren etwas stiefmütterlich behandelt worden war, wieder zur Blüte zu bringen und vor allem die Herausgabe des Kommentars zu den Atticusbriefen Ciceros und einer neuen Auflage der

---

[54]) Brief an Seripando vom 25. November 1561 (Renouard S. 527--528).

[55]) So wird man mit Schück (S. 144) die auffällige Thatsache erklären müssen, dass Aldo bereits in einem Alter, in dem unsere Knaben die erste Bekanntschaft mit dem Latein zu machen pflegen, als Herausgeber von Büchern genannt wird (Eleganze della lingua Toscana e Latina 1556 und le epistole famigliari di Cicerone tradotte di nuovo e quasi in infiniti luoghi corrette da Aldo Manutio 1559).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Epistolae des Vaters zu besorgen. Daneben sollte er die Werke der römischen Druckerei für die Länder und Staaten vervielfältigen, auf die das päpstliche Privilegium sich nicht erstreckte.

Denn nach dem Schlusse des Tridentinischen Konzils häuften sich die Aufgaben für die Werkstatt in Rom so sehr, dass die Nachfrage kaum zu befriedigen war. Ausser der Veröffentlichung der Canones et decreta der Kirchenversammlung wurde eine Neubearbeitung des römischen Katechismus in lateinischer und italienischer Sprache, des Breviariums und des Messbuches zum Gebrauche der ganzen katholischen Christenheit angeordnet, so dass der ursprüngliche Plan, der Druck älterer Kirchenschriftsteller, mehr und mehr zurücktreten musste. Besonders seit 1565 in Michele Ghislieri unter dem Namen Pius V. ein Mann den Stuhl Petri bestiegen hatte, der in seiner neuen Würde dieselben Grundsätze zur Geltung zu bringen wusste, nach denen er bisher als Vorsteher der Inquisition verfahren war. In schroffster, unbeugsamer Form forderte er den rückhaltslosen Glauben an die Lehren der Kirche und hielt demgemäss die Festigung wissenschaftlich begründeter Erkenntnis bei den Gläubigen weniger für erstrebenswert, als die blinde Unterwerfung unter die Satzungen Roms, in der er die sicherste Bürgschaft für den Bestand und das Wohl des Katholizismus erblickte. Auch Manutio sollte die unerbittliche Härte des nunmehrigen Gebieters kennen lernen, wiewohl er nach dessen erstem Auftreten zu der Annahme berechtigt sein konnte, von neuem einen kräftigen Beschützer gefunden zu haben.

Schon unter Pius IV. scheint nämlich in dem Eigentumsrechte an der römischen Druckerei insoweit eine Änderung eingetreten zu sein, als die Gemeindeverwaltung der Stadt einen Anteil daran erhielt und dementsprechend die Conservatori, die Stadtverwaltung von Rom, als weltlicher Ausschuss in Gemeinschaft mit den Kardinälen, den Deputati oder Protettori, die Oberaufsicht führten. Nicht ganz unwahrscheinlich ist es, dass diese Einrichtung bereits 1563 getroffen wurde, da von diesem Jahre an die Bücher für die Verlagsstelle die Bezeichnung: in aedibus populi romani führen. Mochte nun der dem Fremdlinge zugesicherte Gewinnanteil den Neid der Einheimischen erregt haben oder glaubte man seiner Dienste nicht mehr zu bedürfen, nachdem er die mühsamen Aufgaben der Gründungsjahre gelöst und das Unternehmen in Gang gebracht hatte; genug, nach dem Tode Pius IV. meinte man, die Gelegenheit sei günstig, um den bisherigen Günstling der Kurie zu verdrängen und seinen Vertrag mit dem verstorbenen Papste zu lösen. Die Zeit des Konklaves sollte dazu benutzt werden, den hinterlistigen Plan auszuführen, damit das neugewählte Oberhaupt der Kirche an der vollendeten Thatsache nichts mehr ändern könnte. Deshalb drang man mit Hilfe von Zwischenpersonen so lange in Manutio, bis er am Sonnabend dem 6. Januar 1566, das Haus, in das er einst so beglückt und schaffensfreudig eingezogen war, räumte und dessen Schlüssel auf das Kapitol sandte. Entschlossen der undankbaren Stadt den Rücken zu kehren, beschwerte er sich weder bei den Kardinälen noch bei dem am Montage darauf gewählten Papste und suchte vorläufig bei seinem Freunde Angelo Paluzzo Unterkunft, der ihm Treue hielt, während manch anderer sich von ihm abwandte. Trotzdem wurde der Vorfall ruchbar. Als die römischen Behörden zur Beglückwünschung und zum Fussfalle vor dem neugewählten Pius V. erschienen, fanden Amulio, Sirletti und Borromeo Gelegenheit, ihm deren eigenmächtige und gewaltsame Handlungsweise zu berichten. Der Papst selbst hatte einst von Paolo Manutio durch Widmung des ersten Buches der venetianischen Akademie einen Beweis der Ergebenheit empfangen und ihn in gutem Andenken behalten; vielleicht war ihm ausserdem schon zu Ohren gekommen, wie wenig seine Wahl den Beifall der Bevölkerung Roms gefunden hatte.[56]) Als daher jene Abgesandten erschienen, konnte er seine leidenschaftliche Art[57]) nicht mehr bemeistern. Er weigerte ihnen die Gestattung des Fusskusses und verwies sie aus seinen Augen, mit den harten Worten: „Hebt Euch weg von mir, hebt Euch weg von mir, erst bringt mir den Monsignore Paolo Manutio in sein Haus zurück, dann könnt ihr wiederkommen. Wenn es Euch nicht beliebt, ihm gewogen zu sein, so bin ich es.“ Drei bis vier Stunden darauf waren die Schlüssel in den Händen des Vertriebenen, aber man hielt ihn keiner Bitte um Verzeihung für wert, sondern bemerkte ihm lediglich, man sei dem Willen des Papstes nachgekommen. Trotzdem nahm er die Schlüssel an und erklärte, er werde thun, was seine Heiligkeit ihm auftrüge, gab jedoch gleichzeitig der kirchlichen Aufsichtsbehörde seine Absicht kund, nicht wieder in die ihm verleidete Wohnung zurückzukehren, was die Zustimmung jener fand. Dagegen war man wenig geneigt seine Bitte um Entlassung aus den Vertragsverpflichtungen zu befürworten. Er suchte nun im Borgo eine Wohnung, weil ihn der Papst näher am Vatikan zu haben wünschte (Lett. M. in. 78). Gar bald musste er sich indes überzeugen, dass seine Hoffnung auf Rückkehr in die Vaterstadt verfrüht gewesen sei. Vielmehr begann für ihn unter dem strengen und bis zum Geize sparsamen Pius V. eine Leidenszeit, die den Rest seiner Lebenskraft aufbrauchte und während der er noch oft bereuen sollte, seine Freiheit und Unabhängigkeit auf so viele

[56]) Ranke: Römische Päpste I, 231.
[57]) Ebenda S. 232.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jahre hinaus verkauft zu haben. „So lange Pius das Oberhaupt der Kirche war," schreibt er später an Fornario in Neapel, „wehte für mich kein guter Wind" (Ep. XI, 15). Denn schonungslos beabsichtigte der neue Herr seine Dienste für die Kirche auszunutzen. Das zeigt schon das Verbot, das er von ihm erhielt, als er noch infolge der durchlebten Aufregungen krank darnieder lag, und das ihm ausdrücklich untersagte, etwas anderes als Bücher kirchlichen Inhaltes zu drucken (Lett. M. in. 78). Ein Verbot, das um so kränkender für ihn war, als er ohnehin von der ihm früher zugestandenen Berechtigung klassische Schriftsteller zu drucken so gut wie keinen Gebrauch hatte machen können. Seit dem Schlusse des Tridentinums konnte er erst recht nicht mehr daran denken; denn neben der Beaufsichtigung und Leitung der Druckerei hatte er noch den Auftrag übernehmen müssen, die lateinische Form des Katechismus, der Messbücher und des Breviariums zu berichtigen oder neu zu schaffen, wenn auch im Verein mit anderen, wie mit Amaltheo und Poggiano für den römischen Katechismus. Ausserdem sollte er noch die Akten der Kirchenversammlung veröffentlichen und deren ausführliche Geschichte schreiben (Praefatio in editione Concilii Tridentini). Sehnsüchtig hielt er daher Umschau nach geeigneten Mitarbeitern. Sogar mit dem Buchdrucker Plantin in Antwerpen, einem Günstlinge des Kardinals Granvella, stand er in Unterhandlungen (Lett. M. in. 101; 104; 110), aber ohne Ergebnis. An Aldo richtet er ebenfalls wiederholt die Bitte, ihm zur Anwerbung brauchbarer Hilfskräfte Beistand zu leisten. Auf seinen Wunsch und auf Fürsprache der ihm günstigen Kardinäle, die gleichfalls von der Notwendigkeit ihn zu entlasten überzeugt waren (Lett. M. in. 110), wurde ferner 1567 der Versuch gemacht in dem venetianischen Buchdrucker Nicolo Bevilacqua, gewöhnlich il Trentino genannt, eine Unterstützung zu gewinnen. Man fand aber dessen Forderungen so anspruchsvoll, dass der Abschluss eines Vertrages mit ihm (Lett. M. in. 114) vorläufig nicht zu stande kam, wenigstens war er schon kurze Zeit darauf wieder zurückgekehrt (Lett. M. in. 127) und über seine Berufung noch nichts entschieden. Auch Aldo hofften die Kardinäle zu dauerndem Bleiben in Rom zu bestimmen. Sie wollten ihm zur Errichtung einer Druckerei behilflich sein und ihm soviel Beschäftigung schaffen, dass er mindestens zweihundert Dukaten Einkommen gehabt hätte. Damit wäre zugleich ein geheimer Wunsch des Vaters erfüllt worden, weil sich der Sohn durch Kenntnis der Verhältnisse in Rom die Befähigung erworben hätte dereinst sein Nachfolger zu werden (Lett. M. in. 101—102). Indes erklärte er ihm ausdrücklich, er werde ihn auf keine Weise beeinflussen, und stellte ihm daher die Entscheidung frei, ob er in Venedig bleiben wolle — für diesen Fall macht er ihn auf die Tochter Tomaso Giuntas mit fünftausend Dukaten Mitgift aufmerksam — oder vorzöge nach Rom zu kommen, wo sich zwar viel Arbeit, aber auch entsprechender Lohn dafür finden würde (Lett. M. in. 123—124). Aldo entschied sich schliesslich für das Studium der Rechtswissenschaft. Selbst damit war der Vater einverstanden. Nur sollte erst seine Gattin, seit 1567 in Venedig, wieder zu ihm zurückgekehrt sein (Lett. M. in. 105). Mit der Zeit liess er sogar diese Bedingung fallen, nachdem er im Jahre 1568 die Druckerei samt dem Rechte den Anker zu führen an seinen Freund Domeniko Basa verpachtet hatte (Lett. M. in. 129). Doch sollte Aldo noch den Atticuskommentar und die lateinischen Briefe herausgeben, dann ihn während eines Badeurlaubes von Mitte August an vertreten (Lett. M. in. 128). Leider musste dies wegen einer pestartigen Epidemie in Rom unterbleiben. Als Universität hatte er zwar anfänglich Perugia gewählt, wegen der Nähe von Rom (Lett. M. in. 137), erklärte sich aber schliesslich mit Padua einverstanden, weil so dem Sohne die Möglichkeit blieb öfters mit der Mutter beisammen zu sein. Dahin ging Aldo im Oktober 1568 und fand im Hause des Lehrers für kanonisches Recht, Mario Rutilio aus Vicenza, Unterkunft (Lett. M. in. 141). Bald aber erlitten die begonnenen Studien eine dauernde Unterbrechung. Im November starb Manutio de' Manutii in Asola, der seinen Bruder in Rom zum alleinigen Erben und damit nunmehr zum Herrn aller Familienbesitzungen eingesetzt hatte (Lett. M. in. 141—143). Die Ordnung der Erbschaftsangelegenheiten übertrug dieser seinem Sohne, der unter dem Beirate einiger Freunde des Vaters den Nachlass zu Geld machen und den Erlös in Staatspapieren anlegen sollte. Nach Erledigung der Geschäfte aber wünschte er von ihm in Rom abgelöst zu werden, um sich endlich im Frühjahr 1569 die Ruhe und Erholung zu gönnen, deren er, wie er selbst fühlte und auch seine Vorgesetzten erkannten, dringend bedürftig war. Indes hatte Aldo sehr wenig Eile diesen Wunsch zu erfüllen. Um die Veräusserung des Besitztums scheint er sich kaum bemüht zu haben, wenigstens machte er keinen Käufer ausfindig. Es behagte ihm besser, in Asola selbständig den Herrn zu spielen und seinen Aufenthalt möglichst zu verlängern; es ging sogar die Rede, er freie um eine dortige Witwe (Lett. M. in. 151), alles zum grossen Leidwesen seines Vaters, der schon an seinen Brüdern den verderblichen Einfluss der dortigen Gesellschaft erfahren hatte und deshalb um seinen Sohn besorgt war (Lett. M. in. 149). Aber alle Vorstellungen und Bitten waren vergeblich, von einer Zeit zur anderen wurde er vertröstet, trotzdem er ihm sein Leiden mit den beweglichsten Worten schilderte und einmal in die Klage ausbrach: „Wenn ich mich hier nicht bald losreissen kann, dann will ich vielleicht abreisen und kann es nicht mehr, und Du willst mir helfen, aber Du kommst zu spät (Lett. M. in. 151)."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Selbst für einen rüstigen Mann in der Fülle der Kraft wäre es zu schwer gewesen, ohne jegliche Erholung in aufreibender Beschäftigung auszudauern, geschweige denn für den allezeit schonungsbedürftigen Greis, der mehr und mehr zu der Überzeugung kam, dass er in früheren Jahren nach Rom hätte kommen sollen und nicht in einem Alter, in dem es schwierig ist, sich in neue Verhältnisse einzuleben (Lett. M. in. 101). Dazu musste er allerlei Willkürlichkeiten über sich ergehen lassen, die dazu beitrugen, den letzten Rest von Berufsfreudigkeit in ihm zu ertöten Die Vertreibung aus seinem Hause hatte für ihn noch das verbitternde Nachspiel, dass er es verkaufen und den Erlös davon beim Baue der Sixtinischen Brücke verwenden sah (Lett. M. in 90). Auch die Betriebsmittel der Druckerei in barem Gelde wurden so beschränkt, dass es unmöglich wurde, dem Wunsche Pius V. nachzukommen (Lett. M. in. 93), der die Werke des Thomas von Aquino gedruckt sehen wollte, zumal da jener obendrein den lohnenden Vertrieb des Messbuches einem Buchbinder überlassen und ihm die Befugnis eingeräumt hatte, an auswärtige Drucker das Verlagsrecht daran zu verkaufen (Lett. M. in. 160). Die Entrüstung bei den Gemeindebehörden erreichte deswegen einen so hohen Grad, dass sie auf jede fernere Beteiligung verzichten wollten und deshalb später, im Jahre 1570, ihre Anrechte an Fabricio Galetti im Vereine mit einem florentinischen und einem genuesischen Edelmanne verpachteten (Lett. M. in. 188).

Manutio selbst hatte aufgehört sich über derartige Vorkommnisse zu erregen, ihm genügte es, seine Pflicht zu thun. Weder Durst nach Ehren noch Sehnsucht nach langem Leben verspürte er mehr in sich, nur das Verlangen nach Ruhe und Frieden (Lett. M. in. 160—161). Selbst dieser Wunsch sollte ihm nicht erfüllt werden. Als im Jahre 1569 die Gewinnabrechnung vorgenommen wurde, bei der ihm vertragsgemäss die Hälfte des Überschusses zukam, da bewahrte ihn alles Entgegenkommen bei den Abschreibungen für das Inventar, alle Bereitwilligkeit unsichere Forderungen ausser Berechnung zu lassen nicht vor dem Schicksale, dass man ihm den schwer erkauften Lohn seiner Mühen vorenthalten wollte und die Verleumdung ausstreute, er suchte das römische Volk zu betrügen (Lett. M. in. 167). Und doch war das günstige Ergebnis ihm vor allem zu verdanken. Seit dem Jahre 1567 war die Zahl der Pressen bis auf vier gestiegen (Lett. M. in. 83), damit aber die Arbeitslast des Vorstehers erheblich gewachsen, besonders durch Anwerbung und Beaufsichtigung einer grösseren Zahl von Untergebenen, unter denen neben bewährten und zuverlässigen Gehilfen, wie Bartolomeo und Oratio Fosco, mancherlei unlautere Elemente sich befanden, die Verdruss und Schaden verursachten (Lett. M. in. 97—98) oder Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit anstifteten.

Aber so wenig war man geneigt die trotzdem erzielten Erfolge anzuerkennen, dass bei aller Spannung untereinander die weltliche Behörde und die Umgebung des Papstes diesmal in ihrer feindseligen Stimmung gegen den Venetianer einmütig waren. Das geschwätzige Gerücht trug nicht nur nach Venedig, wo namentlich die Torresani (Lett. M. in. 189) für die Verbreitung sorgten, sondern sogar nach dem fernen Polen die Kunde, Paolo Manutio sei mit Schimpf und Schande aus Rom verwiesen worden. So hatte dessen Freund Jacob Gorcz in Krakau an einen Bekannten über ihn geschrieben, und er sah sich veranlasst in einem Briefe an jenen die Sachlage richtig zu stellen Nachdem er ihm zunächst sein Befremden ausgesprochen hat, dass er durch keinen Zusatz, wie „quod verisimile non videtur“ oder „quod de tali viro non crediderim“, seiner Freundschaft Ausdruck gegeben habe, widerlegt er die gehässige Nachrede mit einer Schilderung seiner Lage: „Er sei eher eingeschlossen als ausgeschlossen; denn trotz aller Achtung habe man ihm seit seiner Ankunft allen Urlaub verweigert, um Verluste im Geschäfte zu vermeiden.“ Wenn er schliesslich den Empfänger des Briefes mit der Versicherung beruhigt, er lebe nicht nur noch in Rom, sondern bleibe auch gern dort, erfreue sich ungeschmälerter Achtung und habe sein Vermögen eher vermehrt als vermindert (Ep. IX, 15), so war freilich nur das letzte unbestritten wahr; denn wiederholt in seinen Briefen seit 1569 spricht er den Wunsch aus, seiner Dienstbarkeit entledigt zu werden, die fast einer Gefangenschaft glich, wie überhaupt ganz Rom die rücksichtslose Strenge der Inquisition unter Pius V. als schweren Druck empfand Selbst Manutio, der als treu ergebener Anhänger des Katholizismus sonst jede Massregel gegen die Ketzer gut hiess und sogar für die Grausamkeiten Philipps II. von Spanien nur Worte der Anerkennung fand (Praef. in librum Francisci Vargas de iurisdictione episcoporum), fühlte sich vor jener unheimlichen Macht nicht sicher und vermied es ängstlich, die dreissig verschlossenen Kisten mit den Büchern Aldos, die noch bei ihm lagerten, zu öffnen, aus Furcht, es könnte ein oder das andere Werk darunter seinem Besitzer Verfolgung und Strafen zuziehen Hatte ja einer seiner Leute für das blosse Lesen einer anstössigen Schrift mit fünf Monaten Kerker und beinahe mit dem Leben büssen müssen (Lett. M. in. 181).

Doch alles das hätte er ertragen, wenn ihn nicht schweres Leiden gebieterisch an baldige Lösung des Vertrages gemahnt hätte. Namentlich um die Wende der Jahre 1569/70 konnte er sich nicht mehr verhehlen, dass ein längeres Verweilen unter dem Himmel Roms sein Tod sein würde. Schon längst hatte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er erfahren, dass die Heilmittel der Ärzte, die „orientalia pharmaca“, ihm die geschwundene Gesundheit nie wieder ersetzen konnten, längst sein Siechtum als eine gerechte Strafe des Himmels hingenommen, dafür dass er zu sehr am Irdischen gehangen hatte (Lett. M. in. 194). Aber seine Vorgesetzten waren anfänglich wenig geneigt Rücksicht auf seinen Zustand zu nehmen und ihm die Freiheit zu bewilligen, namentlich der Kardinal Morone (Lett. M. in. 188) verweigerte ihm seine Fürsprache beim Papste. Dieser selbst, streng gegen sich wie gegen andere, bestand unerbittlich auf seinem Scheine. „Wenn jemals ein Mensch seines freien Willens und seiner Selbstbestimmung beraubt war, so bin ich es, wie ich glaube; denn ich hänge von einem Herrn ab, der nicht nur über mich, sondern über die ganze Welt Gewalt hat. Dazu kommt, dass Fürsprache und Bemühung meiner Freunde bei ihm wenig oder gar nichts ausrichten, und was er einmal will, das will er immer (Lett. M. in. 201—202).“ So klagt der Schwerkranke seinem Sohne und hat sich bereits soweit in seinen Wünschen bescheiden müssen, dass er einen Sommerurlaub zur Erholung im Sabinergebirge als das höchste Ziel ansieht, das er erreichen kann, allerdings auch erreichen muss (Ep. X, 1). Die Erlaubnis zur Heimkehr zu erlangen verzweifelte er, so gern er auch durch eigenes Eingreifen dem Verlage und der Buchhandlung in Venedig zu dem alten Ansehen verholfen hätte. Denn Aldo hielt, wie die meisten Wunderkinder, nicht das, was er mit seinen früheren Leistungen versprochen hatte. Verwöhnt durch allzu frühe Erfolge zeigte er zu geregelter Thätigkeit wenig Lust. Die Durchsicht der Druckbogen besorgte er bei den Werken seines Vaters so nachlässig, dass bei diesem öfters Klagen einliefen (Lett. M. in. 214, 215 u. a.), daneben verfuhr er so eigenmächtig, dass er wiederholt den gerechten Unwillen Paolos erregte, namentlich als er, ohne dessen Gutachten einzuholen, mit den Torresani wegen der Änderung des Druckerzeichens verhandelte (Lett. M. in. 170, 187). Grund genug für den Vater, seine eigene Anwesenheit für nötig zu halten. Dann aber gedachte er noch möglichst viele von den wissenschaftlichen Arbeiten zu vollenden, die er für den Rest seiner Jahre aufgespart und in Rom bis dahin wenig gefördert hatte. Der Ertrag davon und die Bezüge von seinen Besitztümern sollten ihm genügendes Auskommen für sein Alter gewähren; mit dem Ergebnisse seiner Arbeit in Rom, dreitausend Dukaten (Lett. M. in. 171), glaubte er für die Aussteuer seiner Tochter Maria hinreichend gesorgt zu haben.

Noch eine andere Hoffnung erhellte die trüben Tage seines letzten Jahres in Rom. Sein Freund, der kaiserliche Leibarzt Crato von Krafftheim in Wien, hatte seine einflussreiche Stellung am Hofe dazu benützt, im Verein mit dem Edelmanne Richard Strein sich bei Maximilian II. für den gelehrten Venetianer zu verwenden, und konnte ihm bereits zu seiner Freude ein Jahrgeld und die Verleihung eines Titels in Aussicht stellen (Epist. appendix 3 bei Krause). Er liess ihm sogar die Wahl, ob er den Gnadengehalt zu Wien am Hofe oder anderswo verzehren wollte. Allerdings müsse die Erfüllung des Versprechens vorläufig vertagt werden, bis die augenblicklich erschöpfte Kasse seines Herrn wieder gefüllt sei. So sah Manutio seine Wünsche mehr als reichlich der Erfüllung nahe: man verhiess ihm ein otium cum dignitate! Gern aber wollte er, wie er seinem Gönner schrieb, auf die dignitas verzichten, auch geize er nicht nach der Ehre in der Umgebung des Kaisers zu leben; nur sollte man ihm das otium gewähren. Lieber wollte er zu Hause ein Irus, als bei Hofe ein Krösus sein (Epp. app. 4). Doch war seine Freude verfrüht. Da der Geldmangel in der kaiserlichen Kasse zu lange anhielt, blieb es mit dem Jahrgelde bei dem blossen Versprechen. Statt dessen langte im Jahre 1571 für ihn ein Adelsdiplom aus Wien an, das unter Verleihung eines kunstvoll entworfenen Wappens, mit Benutzung des weltbekannten Druckerzeichens: Anker und Delphin, die Verdienste des neuernannten Ritters um die Wissenschaft feierte. Aber sein vornehmlichster Wunsch blieb unerfüllt, und so wurde ihm eine schmerzliche Enttäuschung bereitet, die er zwar seinen Fürsprecher nicht merken liess — nach wie vor blieb Crato der Freund seines Hauses — doch seinem Sohne gegenüber in bitteren Worten ausspricht[58]:

Inzwischen hatte seine Leidenszeit in Rom ein Ende erreicht. Seine Schwäche hatte so bedenklich zugenommen, dass er selbst sein Ende nahe glaubte und bereits Crato die Sorge um Aldo ans Herz gelegt hatte (Ep. IX, 4). Nunmehr erkannten selbst der Papst und diejenigen Kardinäle, die ihn in seiner Hartherzigkeit bestärkt hatten, dass sie bei fernerer Berufung auf die vertragsmässig festgesetzte Zeit die Verantwortung für ein Menschenleben auf ihr Gewissen laden würden. Der Kranke hatte selbst nur einen Urlaub zu erhoffen gewagt. Falls man ihm die Rückkehr in die Heimat gestattete, wollte er die Bäder von Caldiera besuchen, um, wenn es noch Zeit wäre, ihre Heilkraft noch einmal an sich zu erproben. Die Entlassung wurde bewilligt, sein Gesuch beim Papste befürwortet, und auch dieser bewies sich gütig (Ep. IX, 9), soweit ihm keine Geldopfer angesonnen wurden. Denn die gleichzeitige Bitte um volle Auszahlung des Gehaltes für das laufende Jahr als Beihilfe zur Heimreise wurde trotz der Fürsprache

[58]) Il Mercuriale tornò ricco, et io resto col titolo vano nella istessa povertà. Lett. M. in. 318.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Morones, Sirlettis und Cornelios mit der Begründung abgeschlagen, dass die päpstliche Kasse gegenwärtig durch den Krieg gegen die Türken (Ep. X, 5) zu sehr erschöpft sei.

Als die Entscheidung gefallen war, brannte dem Befreiten der Boden unter den Füssen. Mochten die Ärzte noch so sehr abraten (Ep. X, 5), er achtete ihrer Warnungen nicht, so fest war er überzeugt, dass er, wenn überhaupt irgendwo, nur in der Heimat genesen könnte. Schon der Anblick der Vaterstadt würde ihm, wie er nicht zweifelte, seine Heiterkeit wiedergeben, die er unter allerlei Ungemach eingebüsst hätte. Indes mischten sich in die Freude über das Ende seines Martyriums auch wehmütige Gefühle, wie sie der empfinden muss, der von seiner eigenen Schöpfung Abschied nimmt, ein Arbeitsfeld verlässt, auf dem er nahezu zehn Jahre unermüdlich thätig war, von einer Stadt scheidet, die das Ziel seiner Jünglingsträume und Mannesgedanken gewesen war und ihn trotz manch bitterer Erfahrung noch mit vielen Banden an sich fesselte (Ep. IX, 9).

Letzte Lebensjahre.

Auf der Heimkehr von Rom drohten zunächst die Befürchtungen der Ärzte sich zu erfüllen: während der Reise zu Land bis Pesaro verschlimmerte sich der Zustand des Kranken (Ep. X, 5). Aber beim Anblicke des Meeres glaubte er die Nähe der Vaterstadt zu fühlen; schon vor der Abfahrt schwand das Fieber; die Seeluft weckte den längst geschwundenen Appetit; die Freude über die Erlösung aus der Knechtschaft, noch mehr aber auf das nahe Wiedersehen mit den Seinen wurde für ihn die beste Arznei und liess ihn die Beschwerden der Fahrt überwinden (Ep. X, 3). „Halte aus in der Erinnerung an das Vergangene und in der Hoffnung auf die Zukunft; denke, was für Widrigkeiten du hinter dir gelassen hast, welchen Mühsalen du entronnen bist, welchem Frieden und welcher Ruhe du entgegengehst.“ So lautete das Selbstgespräch des Heimkehrenden, der sich dann unter Anklängen an eine antike Stelle (Rutilius Lupus de figuris I, 21) die Begrüssung durch die Gattin und deren treue Pflege weiter ausmalt. Leidlich gekräftigt kam er am Ziele an, und wir atmen mit ihm auf, wenn er seinem Freunde Crato schreibt (Ep IX, 5): „Jetzt erst komme ich mir wie neugeboren vor und glaube nach langer Nacht das Tageslicht wieder zu schauen, seit ich in die Vaterstadt zurückgekehrt bin.„ Dort selbst fand er alles weit schöner vor, als er es verlassen hatte. Es war die Zeit, in der Palladio und Sansovino die Markusstadt mit ihrer Kunst schmückten. Neue Paläste und öffentliche Bauten waren entstanden; trotz des Krieges mit den Türken blühte Handel und Verkehr (X, 7), und beinahe zürnte er sich selbst, dass er auf das alles verzichtet, so lange der Ruhe und dem Verkehr mit den Freunden entsagt hatte.

Aber sein Siechtum in Rom hatte zu lange gedauert, als dass er die Nachwehen davon binnen kurzer Frist hätte verwinden können. Darüber war er sich selbst am wenigsten unklar und musste sich sagen, dass er zwei Jahre früher hätte zurückkehren sollen. Verdauungsbeschwerden und sonstige körperliche Schwäche zwangen ihn Eselsmilch zu trinken, das leicht verdauliche Kalbfleisch konnte er mit Mühe in Venedig auftreiben; namentlich vermisste er die römischen Weine, da das norditalienische Gewächs ihm nicht mehr munden wollte (Ep. XI, 3). Zudem mochte ihm der wieder aufgenommene Verkehr mit Freunden und Bekannten mehr Störung und Aufregung bereiten, als mit seinem Zustande verträglich und ihm selbst lieb war. Denn schwer fiel es ihm aufs Herz, dass er so lange seine wissenschaftlichen Arbeiten hatte liegen lassen, und noch manche Aufgabe sah er vor sich. „Ich kann es nicht beschreiben, wie sehr es mich zu meinen Studien zieht: wie ein Hirsch der Quelle, so will ich wieder der Wissenschaft zueilen“, so schreibt er an Kardinal Sirletti (Ep. X, 3); und mit denselben Worten wie Goethe nach Beendigung des Faust äussert er in einem Briefe an Paleotto in Bologna, was er noch vom Dasein übrig habe, wolle er als Gewinn erachten: in der Beschäftigung mit den Büchern, im frommen, beschaulichen Leben werde er den Rest seiner Tage verbringen (Ep. X, 8).

Ganz und gar hatte er zwar auch in Rom niemals mit seinen eigenen Altertumsstudien gefeiert und ihnen zu liebe oft auf die Nachtruhe verzichtet, ja sogar neben seiner Beschäftigung mit Cicero noch andere Untersuchungen in Angriff genommen, wie über die Toga, auf Betrieb des genannten Paleotto (Lett. M. in. 91), über die Spiele (Lett. M. in. 169), vielleicht auch über die hohen und tiefen Flöten bei den Römern, über die Olympiadenrechnung (Lett. M. in. 254), ausserdem wiederholt Gelegenheit gefunden einzelne Stellen aus alten Schriftstellern kritisch zu behandeln, sogar in schwerem Leiden seinem Freunde Rubeo in Ravenna Belegstellen aus dem Altertume für die Geschichte seines Wohnorts geliefert (Ep. IX, 18), auch für Aldo neu gefundene Inschriften abschreiben lassen (Lett. M. in. 203): aber von seiner Haupt-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aufgabe, dem Kommentare zu Cicero, hatte er nur den zu den Atticusbriefen beenden können, während der zu den Reden, mit Ausnahme des schon früher erschienenen zur Sestiana kaum über die Vorarbeiten hinausgekommen war.

Um das Versäumte nachzuholen, seine Gesundheit zu kräftigen und den Pflichten geselligen Verkehrs zu entrinnen, zog er sich schon einen Monat nach seiner Heimkehr nach Pieve di Sacco zu seinem Schwager Carlo Odoni zurück, wo er ganz nach seinen Neigungen leben konnte. „Hier plagen mich keine Sorgen, hier stören mich keine Geschäfte“ schreibt er an Ottaviano Ferrario in Mailand (Ep. X, 11) und schildert ihm, wie er teils zu Fuss teils zu Wagen die Freunde auf den Landgütern oder in den Städten der Nachbarschaft besucht, um bei ihnen heitere Geselligkeit zu geniessen, niemals aber seine lieben Bücher vergisst. „Sie sind überall bei mir als Genossen, die nie lästig werden und reden oder schweigen, so oft und so lange ich will.“ Namentlich aber freut es ihn, von ungebetenen Besuchen verschont zu bleiben. Er, der sonst jedem, mochte er kommen, woher er wollte, ihm empfohlen sein oder nicht, gern gefällig war, zeigte sich von jetzt an immer menschenscheuer und unzugänglicher gegen neue Bekanntschaften. Ja er verstieg sich damals sogar zu der Äusserung: „Was eine Menge Freunde anders mit sich bringt als Beschwerden, vermag ich nicht einzusehen“ (Ep. X, 15). So war auch der bekannte Vers des Epicharmos, der Misstrauen als höchste Klugheit empfiehlt, und dessen Wahrheit er in Rom wohl öfters erkannt haben mochte, mehr und mehr zu seinem Wahlspruche (Ep. VI, 27; Lett. M. in. 197) geworden, wie er offen bekennt. Er, der sonst mit regem Anteile die wissenschaftlichen Leistungen von Freunden und strebsamen Jünglingen verfolgt und auf Verlangen sogar ausführlich begutachtet hatte (Lett. volg. f. 84 ff.), wies um jene Zeit die Bitte Antonio Orlandos in Padua um Durchsicht einer Rede mit dem Bemerken ab, er habe keine Zeit dazu; doch kleidete er die Absage in die schmeichelhafte Form, die Arbeiten des Freundes bedürften keiner bessernden Hand (Ep. X, 15). Nur selten noch schlägt er einen scherzenden Ton an, wie Paleotto gegenüber, den er nach seiner Rückkehr von Pieve di Sacco gern besuchen und während seiner Abwesenheit als Verwalter seines Gutes und Hüter der Obstgärten vertreten würde, wenn er nicht daheim bleiben müsste (Ep. X, 8). Doch konnte, das fühlte er selbst, in Venedig auf die Dauer seines Bleibens nicht mehr sein. Trotz des hellbrennenden Kamins im kleinen Zimmer wäre er, wie er sich beklagt, im Winter 1570/71 beinahe erfroren (Ep. XI, 3). Bereits im April siedelte er wieder nach Pieve di Sacco über, um auf dem Lande in den Strahlen der Frühlingssonne Genesung zu suchen. Mehr und mehr musste er sich daher mit dem Gedanken befassen, für die letzten Jahre seines Lebens einen Aufenthalt in milderen Gegenden auszusuchen. Liebe Erinnerungen zogen ihn an den Gardasee, den er, wie Catull das anmutige Sermione, als den „ocellus Italiae“ preist (Ep. XI, 3), wo er ausserdem seinen Besitzungen in Asola nicht allzu fern gewesen wäre. Für den bevorstehenden Sommer und Herbst schwankte er zwischen der Annahme von zwei Einladungen: Oratio Malagutio (a. a. O.) bat ihn nach Reggio (Emilia) und sein ehemaliger Schüler Matteo Senarega nach Genua zu kommen (Lett. M. in. 222). Angezogen durch die Nähe des Meeres entschied er sich für das zweite Anerbieten und machte sich im Juli oder August auf den Weg. Nach einem längeren Aufenthalte in Verona (Lett. M. in. 216), wo er mit der Ausarbeitung des Kommentars zu Ciceros Reden begann und pro Postumo und in Vatinium beendete, gedachte er in Mailand seine alten Bekannten Ottaviano Ferrario und Bartolomeo Capra auf der Durchreise zu besuchen. Im Hause des letztgenannten fand er nicht allein die gastlichste Aufnahme, die Freunde wussten auch so lange durch ihre Bitten einen Aufschub der Weiterfahrt zu erreichen, bis herbstliche Witterung schliesslich die Fortsetzung der Reise nach Genua wie die dann beabsichtigte Rückkehr nach Venedig unmöglich machte (Lett. M. in. 213). So entschloss sich der Gast den Winter über in Mailand zu bleiben, um so lieber, als er hier ein wissenschaftliches Einsiedlerleben führen konnte, wie es ganz seinen Wünschen entsprach und wie es ihm noch nie bis dahin zu geniessen vergönnt gewesen war. In der Junggesellenwirtschaft Capras (Lett. M. in. 213), der selbst ein Verehrer des Altertums war und sein lateinisches Wörterbuch durch zahlreiche Nachträge aus seinem Lieblingsdichter Plautus vervollständigt hatte (Lett. M. in. 218), konnte er ganz ungestört arbeiten und sah seinen Gastgeber nur in den Abendstunden, meist in Gesellschaft Ferrarios (Ep. XI, 4). Das Leben und Treiben der Grossstadt selbst kennen zu lernen empfand er so wenig Verlangen, dass er lediglich zum Besuche der Frühmesse das Haus verliess (Lett. M. in. 216), bis er schliesslich wegen zunehmender Kälte sogar auf diesen Ausgang verzichtete. Dafür sass er um so eifriger über dem Cicerokommentar, täglich mindestens acht Stunden (Lett. M. in. 216). Seine Freude am Schaffen wuchs während der Arbeit; seinem eigenen Geständnisse nach lernte er selbst weit mehr dabei als er andern lehren konnte (Ep. XI, 5). Schon am 26. Oktober hatte er die Befriedigung seinem Sohne die Vollendung der Erklärung zu den philippischen Reden melden zu können, wozu er sechsundvierzig Tage gebraucht habe, während er früher die Aufgabe nicht unter sechs Monaten zu erledigen gehofft hätte (Lett. M. in. 216).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Denn nicht durch eine leichtfertige, oberflächliche Arbeit wollte er die Erwartungen der Käufer und Leser täuschen, sondern etwas seines Namens Würdiges veröffentlichen, die Ergebnisse eingehender Beobachtungen sprachlicher Art wie antiquarischer Untersuchungen, um so das Verständnis für seinen Lieblingsschriftsteller in weiten Kreisen zu fördern und zugleich zur Übung in der Sprache Latiums anzuregen. Die Form sollte möglichst knapp sein wie bei den alten Erklärern, indem solche Anmerkungen, die Selbstverständliches breit getreten hätten, vermieden wurden und das Hauptaugenmerk darauf gerichtet war, Sinn und Gedankenzusammenhang zu ermitteln und nachzuweisen Nur da, wo es für das Verständnis notwendig war, überwand er seine Abneigung gegen das Prunken mit gelehrten Auseinandersetzungen und ausführlichen Darstellungen eigener Untersuchungen und schaltete, wie ihm der Kardinal Morone geraten hatte (pro Quinctio cap. V), weitläufigere Angaben über römische Einrichtungen ein. Vor allem aber kam es ihm darauf an, für die kunstvoll berechnete Sprache Ciceros das Gefühl zu erwecken und damit diejenigen zu widerlegen, die in dessen Form manches als überflüssigen Zusatz zu tadeln suchten, weil sie in ihrer Unwissenheit von dem feinen Geschmack in der Wahl der Worte und von den Bedeutungsschattierungen im Gebrauche sinnverwandter Ausdrücke keine Ahnung hätten[59]). Ein Hauptgrundsatz, nach dem er verfuhr, war der, den Schriftsteller aus dem Schriftsteller selbst zu erklären und schwierige Stellen durch Herbeiziehung ähnlicher zu erläutern[60]). Selbst da, wo er für eine vereinzelte Wendung ein wiederholtes Vorkommen nicht nachweisen konnte, suchte er sie für den Text zu retten, unter Berufung darauf, dass uns nur ein kleines Bruchteil des lateinischen Sprachlebens erhalten und deswegen ein endgiltiges Urteil über das, was richtig ist oder nicht, überhaupt nicht möglich sei (in Pisonem cap. XIX). Deshalb war er sehr vorsichtig mit Änderungen. Nach Möglichkeit hatte er sich durch Kauf oder Borg die nötigen Handschriften besorgt und deren Text genau verglichen, namentlich über ihren Wert sich ein Urteil zu bilden gesucht. Das Gewicht der überlieferten Lesart erschien ihm daher so ausschlaggebend, dass er sie nur dann verwarf, wenn sie unmöglich einen befriedigenden Sinn ergeben konnte. Von eigenen Verbesserungen aber nahm er nur die auf, die sich durch die Ähnlichkeit der Buchstaben empfahlen[61]). Mit einer Bescheidenheit, die gegenwärtig nicht allenthalben von den Bearbeitern antiker Texte geübt wird, überlässt er es dem Urteile des Lesers, den Vorschlag anzunehmen oder abzuweisen, oder dem Scharfsinne späterer Forscher, eine andere Erklärung oder Heilung einer verderbten Stelle zu finden. Wohlthuend berührt es ferner, dass er sich selten mit der Widerlegung von verfehlten Ansichten früherer Herausgeber aufhält[62]), dagegen gewissenhaft die Fälle aufzählt, wo er Brauchbares von ihnen entlehnt hat. Gewiss ist heutzutage durch vollständigere Benutzung der handschriftlichen Quellen seine Textgestaltung vielfach überholt, vieles ausserdem in seinen Erörterungen über römisches Recht als falsch erwiesen, aber es wäre ungerecht, wenn wir uns dadurch in der Anerkennung seiner Leistungen für die damalige Wissenschaft irre machen liessen. Dass er aber in den Augen seiner Zeitgenossen alles Dagewesene mit seinen Ciceroarbeiten übertroffen und den Bedürfnissen der Gelehrten wie der Schulmänner grosse Dienste geleistet hat, das beweist das hohe Ansehen, das seine Ausgaben und deren zahlreiche Nachdrucke bei der Mitwelt, wie noch Jahrhunderte lang bei der Nachwelt genossen haben. Selbst in den neuesten Ausgaben finden wir in den Anmerkungen manche Erklärung, manche Verweisung auf Stellen bei anderen Schriftstellern, deren Ursprung sich bis auf den Kommentar Manutios zurückverfolgen lässt. Und Orelli, ein gründlicher Kenner auf dem Gebiete der Ciceroforschung in den letzten Jahrhunderten, nennt ihn (Vol. III, XXXV seiner Ausgabe) den noch nicht überholten besten Erklärer des römischen Redners (optimus etiamnunc interpres).

In den ersten Monaten des Jahres 1572 war die Arbeit so weit gefördert, dass Manutio bereits an den Druck denken konnte. Als Verleger hatte sich ihm Plantin in Antwerpen angeboten, aber, vor ihm gewarnt, hatte er wenig Lust mit ihm in geschäftliche Verbindung zu treten (Lett. M. in. 214). Auch venetianische Drucker und Buchhändler wollten sich den lohnenden Vertrieb des allgemein sehnsüchtig erwarteten Werkes nicht entgehen lassen und bemühten sich um das Verlagsrecht (Lett. M. in. 218, 219).

---

[59]) Pro Sextio cap. 69: Otiosa esse multa in Cicerone imperiti putant. non ita est. nam quae supervacanea videri possunt, ad augendum inducta sunt. sed homines inepti, vel quia linguae Romanae vim, et propriam significationem ignorant, vel quia diligenter singula non examinant, optima fastidiunt ac respuunt. cap. 3: ergo non sine caussa copiosus Cicero. cuius verba qui non intelligunt, quo spectent et quam apte in sententiam conveniant: verbosum, si diis placet, appellant. quibus ipsis quia deest quod loquantur aut scribant; aut si quid habent, non suppetit. unde ornent: divitias orationis, inopiae suae conscii, in aliis ferre non possunt.

[60]) Pro Sextio cap. 62: Optima est non modo interpretandi ratio, verum etiam corrigendi, cum similia similibus conferuntur.

[61]) Sed quoniam odi coniecturas, quae a litterarum similitudine discedunt, opem veterum librorum exspectandam censeo: alioqui nihil tentandum. Pro Sextio cap. 28.

[62]) Nihil minus ab initio cogitavi, quam ut eorum, qui Ciceronis orationes explanandas susceperunt, opiniones refellerem. Or. Philipp. V, 1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber durch mancherlei Erfahrungen gewitzigt und in Geldsachen von greisenhafter Vorsicht und Bedächtigkeit, wollte er erst die nötige Sicherheit für das Honorar haben, ehe er abschloss. Ausserdem mochte er dem Druckorte selbst nicht fern sein und keinesfalls Aldo die Durchsicht der Bogen übertragen, da er über dessen leichtfertige Korrektur wiederholt schon Klagen vernommen hatte (Lett. M. in. 213—214, 216 u. a.)

Am liebsten hätte er das Werk in Mailand erscheinen lassen (Lett. M. in. 214), um dadurch der gastlichen Stadt den Dank für die ihm gewordene herzliche Aufnahme abzutragen. Nach dem Drucke aber wollte er nach Genua reisen, wohin es ihn immer noch mächtig zog (Lett. M. in. 222).

Da erhielt er die freudige Nachricht, dass sein Sohn Aldo unter Zustimmung seiner Mutter sich mit Francesca, der Tochter Bartolomeo Giuntas, verlobt hatte und zu diesem Schritte den väterlichen Segen erbat. Als Fürsprecher schrieb der Freund und Gevatter Vincenzo (Riccio) und drängte zu baldiger Entscheidung, da bei der Familie der Braut noch von anderen Seiten Bewerbungen angebracht worden wären (Lett. M. in 220). Die Wahl fand ganz und gar den Beifall des Vaters. Voll Freude, dass seinem Sohne durch eine Verbindung mit dem angesehenen und begüterten Hause das Ringen um den Unterhalt der Familie erspart bleiben würde, gab er gern seine Zustimmung zu dem Bunde, der Sicherheit wegen in zwei Briefen, die er gleichzeitig auf verschiedenen Wegen befördern liess (Lett. M. in. 220—222). Auch ein liebevoller Brief der Braut an ihn bestärkte seine Überzeugung, dass Aldo eine glückliche Entscheidung getroffen habe, dass daher der Ruf und das Gedeihen seines Hauses für alle Zeiten gesichert sei, worin er selbst die Bürgschaft für den Frieden des eigenen Alters erblickte (Lett. M. in. 223). Nur sollte der Sohn sich des hohen Glückes, der reichste in der ganzen Verwandtschaft zu sein, durch gottesfürchtiges und christliches Leben in der Ehe würdig machen, besonders aber sich vor allzu grossem Aufwande im Haushalte hüten. Persönlich bei der Hochzeit zugegen zu sein musste er sich versagen und schlug dafür Basa und Bernardo Giunta als Zeugen vor (Lett. M. in. 222). Erst gegen Mitte April kehrte er nach Venedig zurück. Vielleicht bewog ihn das Verlangen Zeuge vom Glücke seiner Kinder zu sein, die anfänglich nur unterbrochene Fahrt nach Genua gänzlich aufzugeben. Seiner frohen Stimmung über die günstige Verheiratung seines Sohnes giebt er wiederholt um diese Zeit Ausdruck, z. T. in scherzenden Worten, wie in einem Briefe an Crato (Ep. XI, 9). Daneben kehren freilich die nie verstummenden Klagen über seine eigene Kränklichkeit und Schwäche wieder.

Nunmehr blieb dem Greise nur noch eine Aufgabe zu erledigen übrig, für die Zukunft seiner Tochter Maria zu sorgen. Schon in den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Rom hatte er nach einem geeigneten Schwiegersohne Umschau gehalten und aus dem Ertrage seiner Arbeit eine Mitgift von zwölfhundert Dukaten für sie bei Seite gelegt, aber niemanden gefunden, der seinen Wünschen entsprochen hätte (Lett. M. in. 124). Auf keinen Fall hatte er bei der Jugend Marias seine Entschliessungen übereilen wollen. Sie selbst wollte damals noch nichts von der Ehe hören und hätte sich am liebsten für das Kloster entschieden, was zwar nicht ganz den Wünschen ihres Vaters entsprach, aber trotzdem als göttliche Fügung von ihm aufgenommen und gutgeheissen worden wäre (Lett. M. in. 189). Er hatte sie daher bei seiner fluchtartigen Abreise im Jahre 1570 unter der Obhut der Nonnen zurückgelassen, denen sie seit der Heimkehr ihrer Mutter nach Venedig zur Erziehung übergeben worden war (Ep. XI, 15). Im Jahre 1572 scheint sie indes nicht ungefährlich erkrankt zu sein; ausserdem hatten die Eltern in Venedig für sie bereits einen Gatten erwählt (Lett. M. in. 225; Ep. XI, 15), so dass der Vater es für gut hielt, sie heimzuholen und deshalb wieder nach Rom aufbrach. Fast scheint es, als hätte er um seiner Unabhängigkeit willen erst den Tod seines ehemaligen strengen Gebieters Pius V. abgewartet (Ep. XI, 15), ehe er es wagte, in das Machtgebiet des Papstes zurückzukehren. Denn noch in demselben Monate, in dem jener gestorben war, reiste er von Venedig ab und langte Sonntag, den 8. Juni, wieder in Rom an. Hier nahm er im Hause Basas Quartier, wo alles nach den Anordnungen des abwesenden Herrn für den Empfang des Gastes bereit war. Auch sein früherer Werkführer in der Druckerei, Oratio Fosco, der im Verein mit seiner Gattin sich um die kranke Maria aufs sorgsamste und liebevollste gekümmert hatte, wollte ihn bei sich aufnehmen. Die Tochter zu sehen und zu sprechen wurde ihm als Laien infolge der verschärften Bestimmungen über die Hausordnung in den Klöstern sehr erschwert: jedes einzelne Mal musste die Erlaubnis zum Besuche in umständlicher Weise erbeten werden. Nur durch Mittelspersonen war ein häufigerer Verkehr möglich, deshalb eine Erledigung der geschäftlichen Fragen, wie sich der Vater ausdrückt, vor der Hand unthunlich (Lett. M. in. 224 ff.).

Er selbst wurde von ehemaligen Freunden und Vorgesetzten aufs herzlichste begrüsst, der Kardinal Sirletti sandte ihm allerlei Aufmerksamkeiten, und die Besuche bei ihm wollten kein Ende nehmen (Lett. M. in. 224). Um die Zeit des Wartens bis zur Genesung Marias nicht ungenützt vorübergehen zu lassen, nahm er die Arbeit am Cicerokommentar wieder auf und machte sich an die nach seinem Urteile schwerste Rede, die oratio pro domo, verhehlte sich aber nicht, dass wegen seines Befindens, noch mehr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wegen vielfacher Abhaltungen, das Bücherschreiben nicht so flott von statten gehen würde wie in Mailand (Lett. M. in. 226). Daneben bereitete er im Auftrage des Papstes und des tridentinischen Konzils die Adagia und Proverbia des Erasmus zum Drucke vor, wobei er namentlich auf Ausmerzung anstössiger Stellen sein Augenmerk zu richten hatte (Lett. M. in. 231). Eine gleiche Thätigkeit an den auf den Index gesetzten Büchern hatte man ihm in Aussicht gestellt, falls er in Rom bliebe (Lett. M. in. 232). Dafür konnte er sich jedoch nicht entscheiden und hatte bereits seine Abreise auf den 10. September festgesetzt. Da begannen die Kardinäle, denen er früher nahe gestanden hatte, auf Anregung des Papstes Gregor XIII. aufs neue mit ihm wegen seines Bleibens zu unterhandeln. Am 21. und 22. August wurde er von ihnen aufs eindringlichste bearbeitet, nur Morone wollte ihm in seinen Entschliessungen volle Freiheit lassen; ja, das Wortgefecht wurde ziemlich erregt, wenn auch Manutio nach seinem Berichte die Grenzen der schuldigen Ehrerbietung nicht überschritt (Lett. M. in. 232). Aber allen Widerstand musste er aufgeben, als das Oberhaupt der Kirche selbst (Lett. M. in. 236) ihm sagen liess, er solle nicht abreisen, sondern dauernd für Rom gewonnen werden. Vorläufig fügte er sich insoweit, als er den bevorstehenden Winter über zu bleiben versprach, ob länger, das stellte er in Gottes Hand. Währenddem hoffte er die Erklärung der Reden Ciceros zu beenden und bat deshalb Aldo, ihm sein in Venedig zurückgelassenes Manuskript zur nochmaligen Durchsicht zuzustellen. Trotz vielfacher Unterbrechungen hatte er seit seiner Ankunft sieben neue Reden bearbeitet, immer noch nicht genug für die Ungeduld der Mailänder Freunde Ferrario und Capra, die sich über die Verzögerung der Herausgabe bei ihm beschwerten (Lett. M. in. 237).

Die endgiltige Entscheidung sollte nicht lange auf sich warten lassen. Als er beim Papste zum Fusskusse erschien, da wusste dieser, der feine Diplomat und Menschenkenner, den bescheidenen Gelehrten durch regen Anteil an dessen wissenschaftlichen Arbeiten so zu beglücken, dass dieser von seiner Liebenswürdigkeit ganz hingerissen wurde. Denn Gregor sprach ihm nicht nur seine Anerkennung über seine bisherigen philologischen Leistungen aus, er erkundigte sich auch nach dem Stande seiner gegenwärtigen Beschäftigung und fragte ihn, mit welcher Rede er begonnen habe. Auf Manutios Antwort, er habe sich nicht an eine strenge Reihenfolge gebunden, sondern zunächst die schwierigsten in Angriff genommen, liess er sich von ihm belehren, worin die Schwierigkeiten beständen und hörte aufmerksam seine Auseinandersetzungen an, dass das Verständnis dunkler Gedanken, die Ermittlung römischer Einrichtungen und wenig bekannter geschichtlicher Ereignisse, der Nachweis geschickter und wohlberechneter Wahl im sprachlichen Ausdrucke und der Sprachschönheiten überhaupt die meiste Mühe erforderte (Lett. M. in. 238—239). Freundlich lächelnd bemerkte dann der hohe Gönner dem Venetianer, er sei von seinen Verdiensten wohl unterrichtet, erteilte ihm den Segen und mahnte ihn zur Eile, da er ihn mit etwas anderem — er meinte die Erklärung zu Cicero de officiis (Lett. M. in. 264, 267) — zu beschäftigen gedächte. Der Vertrag selbst, durch den Manutio sich wiederum an Rom band und dessen Abschluss durch Vermittlung Morones zustande kam, sicherte ihm ein Einkommen von fünfundzwanzig Dukaten monatlich zu (Lett. M. in. 239), verpflichtete ihn dabei fast zu keiner Gegenleistung, so dass er thatsächlich jene Summe als Ruhegehalt bezog — als nachträgliche Entschädigung für das, was er im Dienste der Kurie gelitten. Nunmehr war ein sorgenloser Lebensabend des Greises verbürgt, er hatte das gefunden, was er Crato gegenüber als sehnlichsten Wunsch ausgesprochen, aber vergeblich vom Kaiserhofe zu Wien erwartet hatte. Noch einmal hatte Rom mit seinem Zauber nicht vergebens gelockt. Er, der im Herbste 1570 den Söhnen des Fürsten Bonifazio von Gaëta geschrieben hatte, wer auf seine Rückkehr rechnete, der irrte sich sehr und wüsste nicht, wie schlimm es ihm ergangen sei; selbst wenn man ihm noch höheren Lohn böte, würde er nie so thöricht sein, seine Ruhe, seine Freizeit und seine Gesundheit zu verkaufen (Ep. X, 12), derselbe Mann äussert gegen Crato (Ep. XII, 10), er brauche nicht erst zu fragen, wie sehr er sich trotz der Trennung von den Seinen freue wieder in Rom zu sein. Zwar sei sein Gehalt gering; darauf lege er aber ebenso wenig Wert wie auf höfische Ehren, dafür hätte er vollständige Freiheit. Wenn auch das Klima ungesund wäre, so seien ihm dagegen die häuslichen und geschäftlichen Verdriesslichkeiten in der Heimat erspart, die seinem Befinden nicht vorteilhaft wären, und er geniesse die köstlichen Weine.

Und demselben Paleotto, dem er einst geschrieben hatte (Ep. X, 8), er habe es gemerkt und schweres Lehrgeld für die Erfahrung bezahlt, wie eitel das wäre, was er in seinem Irrwahne früher für vortrefflich gehalten hätte; grosse Städte brächten grosse Arbeitslast, um nicht zu sagen grosses Leid, antwortet er auf dessen verwunderte Frage, warum er wieder in den Kampf gezogen sei, mit der beruhigenden Versicherung, ihm sei jetzt vollständige Ruhe gegönnt, ohne dass er eine Verpflichtung auf sich zu nehmen brauche (Ep. XII, 1). Einen solchen Gnadenbeweis, schreibt er ihm ein anderes Mal (Ep. XII, 5), hätte er mehr gewünscht als gehofft, und so lange er lebte, würde er nicht müde werden dafür zu danken.

Noch mehr freute er sich von Venedig fern zu sein, als er von dort Nachrichten erhielt, die ihn nicht bereuen liessen die Heimat verlassen zu haben. Sohn und Mutter hatten sich entzweit, da Aldo

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ansprüche auf den Alleinbesitz des Vermögens und aller Einkünfte erhoben, ihr sogar die Schlüssel abgenommen hatte (Lett. M. in. 251). Vergebens suchte der Vater den Frieden wiederherzustellen und riet zur Verträglichkeit und zur Beilegung der Streitigkeiten, die er geradezu als Werk des Bösen bezeichnete (Lett. M. in. 241), zumal da er selbst darunter am meisten zu leiden hatte. Immer und immer wieder verlangt er in seinen Briefen die Zusendung seiner Manuskripte und seiner unentbehrlichsten Habseligkeiten, aber nicht einmal seine Winterkleider bekam er rechtzeitig zugeschickt. Erst als es zu spät war und er erkältet darniederlag, traf die längst erbetene Sendung ein (Lett M. in. 245), obendrein von den lieblosen Worten Aldos begleitet (Lett. M. in. 249), er wünsche in Zukunft mit derartigen Aufträgen verschont zu bleiben, vermutlich aus Ärger darüber, dass der Vater gegen den Willen der Angehörigen in Rom geblieben war. Noch säumiger zeigte sich der Sohn, als er ihm den übrigen Besitz an Hausgerät, Wäsche, Schmuckgegenständen und Büchern schicken sollte. Monatelang musste sich Paolo gedulden, bis er, voll Bekümmernis zum Äussersten gezwungen zu sein, mit gerichtlicher Klage und der Vermittlung des venetianischen Gesandten drohen musste. „Si ego tibi consul non sum, tu mihi senator non eris!“ (Lett. M. in. 271—72). „Er erntete wenig Dank dafür, dass er sich um seinetwillen so sehr abgemüht hätte.“ Acht Tage darauf beschwört er ihn noch einmal „per viscera Jesu Christi,“ seinem Alter solchen schweren Kummer zu ersparen. Namentlich schmerzte ihn das Ausbleiben seiner Bücher. „Ist es nicht eine Schande für mich, dass ich, der angesehenste Philolog in Rom, nicht einmal Schriftsteller wie Virgil, Horaz, Sallust und Livius bei mir habe, während Du zu Hause alle Zimmer voll Bücher hast (Lett. M. in. 301)?“ So musste er bei Bedarf für seine eigenen Arbeiten bei seinen Freunden Anlehen machen, besonders bei Cesare Orlando, der ihm aus seinen reichen Vorräten bereitwilligst aushalf, und zugleich in rechtswissenschaftlichen Fragen Bescheid und Auskunft gab (Ep. XII, 13), freilich nicht immer in zuverlässiger Weise.

Aldo dagegen empfand kein Bedenken die Gefälligkeit seines Vaters über Gebühr in Anspruch zu nehmen. Abgesehen davon, dass er, um seine Sammelwut für alte Inschriften zu befriedigen, wiederholt mit Aufträgen deswegen kam (Lett. M. in 249, 266 u. a.); er wusste bei solcher Liebhaberei trotz eigenem hinreichenden Einkommen so wenig mit seinen Mitteln hauszuhalten, dass er wiederholt Versuche machte jenem seinen unter schweren Opfern an Gesundheit und Lebenskraft erworbenen Sparpfennig für das Alter abzunehmen. Die wenig erquicklichen Verhandlungen über derartige Geldangelegenheiten verbitterten, nach den erhaltenen Briefen zu urteilen, die letzten Lebensjahre Paolos und scheinen zu einem kühlen und gespannten Verhältnisse geführt zu haben, das nie wieder einem guten Einvernehmen Platz gemacht hat. Trotzdem konnte der Vater es nicht über sich gewinnen, ihm in allen geschäftlichen Fragen seinen Rat vorzuenthalten. Oft sucht er ihn aus langjähriger Erfahrung vor unklugen Schritten zu bewahren, aber fast ebenso oft musste er sich überzeugen, dass seine wohlgemeinten Ratschläge nicht mehr Beachtung fanden als seine wiederholten Ermahnungen zu sparsamerem Leben. Mit Recht mochte er wohl in dem unstäten und unfertigen Wesen seines Sohnes eine wenig versprechende Bürgschaft für das fernere Gedeihen der aldinischen Druckerei erblicken, deren Bestehen er selbst einst unter mancherlei Kämpfen durchgesetzt und bis dahin behauptet hatte, vielleicht auch Aldos dereinstiges Schicksal voraussehen, der nach vielverheissender Jugend weder bei den Zeitgenossen solche Anerkennung fand wie Grossvater und Vater, noch über sich selbst die rechte Befriedigung empfunden zu haben scheint.

Wenn also Apostolo Zeno in seinem Buche über die Manutier von Aldo rühmt[63]), er sei die Wonne seines Vaters und der liebste Gegenstand seiner Beschäftigung gewesen, so ist das Urteil für dessen letzte Lebensjahre schwerlich oder nur mit erheblichen Einschränkungen zutreffend, wiewohl entschuldbar. Denn der genannte Gelehrte scheint nur die lateinischen Briefe für seine Arbeit benutzt zu haben, die, für einen weiten Leserkreis bestimmt, voll von Aldos Lob sind, namentlich dessen Gelehrsamkeit rühmen, über die Streitigkeiten im Schosse der Familie aber Stillschweigen bewahren sollten.

Auch die Verheiratung seiner Tochter konnte Manutio nicht so glatt und rasch erledigen, wie er vielleicht gemeint hatte. Aber nicht etwa deshalb, weil Maria ihrem Vater durch sittenlosen Lebenswandel Kummer und Herzeleid bereitet hätte, wie in einigen Nachschlagewerken aus dem vorigen Jahrhundert berichtet wird[64]). Dass diese Nachrede unbegründet ist, hat schon Renouard erwiesen (S. 451—452); auch kann sie unmöglich auf zuverlässigen Quellen beruhen. Das beweist schon die Angabe, Maria habe in einem Kloster

[63]) S. 29: Egli fu la delizia del padre e la sua occupazione la più cara.

[64]) Allgemeines historisches Lexikon von Fritzsch, Leipzig 1722; Iselin, historisches und geographisches Lexikon, Basel 1726. Beide schöpften vermutlich aus Bayles Dictionnaire, Artikel Stilpon. Doch ist Bayle nicht immer den zuverlässigsten Quellen gefolgt, wie seiner Zeit in einer ausführlichen Gegenschrift (Remarques critiques sur le Dictionnaire de Bayle von Joly, Paris und Dijon 1752) nachgewiesen wird (angezeigt von Lessing, Bd. XIX, 43 der Hempelschen Ausgabe). Für die hier angeführte Nachricht hat er das Museum des Joannes Imperialis von 1630 benutzt, das nahezu sechzig Jahre nach dem Tode Manutios erschien.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu Venedig als Nonne gelebt, habe dort ihr Gelübde gebrochen und sei dort von ihrem Vater ausgestattet und verheiratet worden. Während wir doch wissen, dass sie seit ihren Kinderjahren die Vaterstadt nicht wieder betreten hat, bis zu ihrer Verheiratung unter der Obhut ihrer bisherigen Erzieherinnen blieb und nur kurze Zeit vorher einmal auf eine Woche herauskam, weil der Schneider, der ihre Kleider nach römischer Mode umarbeiten sollte, sonst zu ihr keinen Zutritt gefunden hätte (Lett. M. in. 285). Schwerlich auch würden bei den damals herrschenden Grundsätzen und den verschärften Bestimmungen über die Klosterzucht verschiedene Kardinäle sich um ihre Verheiratung bemüht und ihrem Vater bald diesen, bald jenen Bewerber um ihre Hand vorgeschlagen haben, wenn sie überzeugt gewesen wären ihre Fürsorge einer Unwürdigen zuzuwenden (Lett. M. in. 280, 285), noch weniger der Vater sich haben rühmen können wegen seiner einflussreichen Stellung vielfache Anträge erhalten zu haben. Er entschied sich schliesslich für Alessandro Honorio, einen jungen Rechtsgelehrten (Ep. XII, 4) aus einer angesehenen und begüterten Familie zu Staffolo in der Mark Ankona, mit dem er nach längerem Feilschen um die Höhe der Mitgift im Frühjahre 1573 handelseinig wurde. Mit Genugthuung berichtet er, der Bräutigam hätte noch andere Partien machen können, aber aus Rücksicht auf das Ansehen und die Achtung, die sein nunmehriger Schwiegervater in Rom genoss, in der Hoffnung durch ihn bei seinem Fortkommen unterstützt zu werden alles Übrige ausgeschlagen (Lett. M. in. 284).

Maria fügte sich, wiewohl ungern, in das Unvermeidliche; weniger aber waren die Angehörigen in Venedig einverstanden, dass sie sich so fern von der Heimat verheiratete (meis reclamantibus Ep. XII, 4). Sie hatten einen gewissen Gio. Paolo vorgeschlagen (Lett. M. in. 257), über den auch der Vater befriedigende Auskunft erhalten hatte. Doch hatte er dem Wunsche der Tochter, wenn sie einmal sich verehelichen sollte, wenigstens in seiner Nähe zu bleiben, nachgegeben; um so lieber, als er wenig Hoffnung mehr hatte, in seiner Gattin eine Genossin für sein einsames Greisenalter an seiner Seite zu sehen.

Nunmehr war er der letzten Sorge ledig, eine Last „drückender als der Ätna“ glaubte er abgewälzt zu haben (Ep. XII, 4) und den Rest seiner Tage in Ruhe verbringen zu können. Noch eine andere Aufgabe war der Vollendung nahe: der Kommentar zu Ciceros Reden, so dass er schon mit der letzten Durchsicht für den Druck beginnen konnte. Nur pro Ligario und pro Deiotaro fehlten noch (Ep. XII, 4) und sind auch unbearbeitet geblieben, da er wegen anderer Arbeiten nicht mehr dazu kam. Mitten in den Sorgen um die Ausstattung Marias und in den Vorbereitungen zur Hochzeit beschäftigten ihn ausser der Herausgabe der bereits erwähnten Spruchsammlungen des Erasmus neue Auflagen seines Kommentars zu den Atticusbriefen und seiner Epistolae, diesmal in elf Büchern. Selbst in den heissesten Monaten des Jahres, die von andern, fern von der Stadt, zur Erholung benutzt wurden, gönnte er sich keine Unterbrechung. Ja, man wollte ihm noch weitere Arbeiten zuweisen. Die Kardinäle, denen der Auftrag oblag, die auf den Index gesetzten Bücher mit Auslassung anstössiger, besonders ketzerischer Stellen zu veröffentlichen, gedachten ihn mit der Gründung einer Druckerei für derartige Werke neben philologischen Schriften und Texten zu betrauen (Lett. M. in. 302). Vermutlich sollte er das Unternehmen nur durch seinen Namen empfehlen, da man ihn dabei zu eigener Arbeit nicht verpflichten wollte. Aber er fühlte sich zu alt und schwach, um etwas Neues anzufangen, zudem gedachte er auf längere Zeit nach Venedig zurückzukehren, wo er den Druck des Kommentars zu den Reden Ciceros durch eigene Durchsicht der Abzüge zu überwachen wünschte. Die Zustimmung dazu und das Versprechen den Urlaub zu befürworten hatte er von Morone bereits zugesichert erhalten; Alciati und Sirletti dagegen machten Schwierigkeiten, weil sie seinem Versprechen, er werde wieder zurückkehren, nicht recht trauten. Doch scheint er ihren Widerstand besiegt zu haben. Im November 1573 kündigte er Aldo seine Ankunft für nächstes Frühjahr an (Lett. M. in. 304) — hoffnungsvoll wie häufig die Schwerkranken. Denn bereits vierzehn Tage lag er im Bette, weil er wegen Abzapfung von Wasser aus dem linken Schenkel nur unter Schmerzen gehen konnte. Immerhin glaubte er, nachdem der Herbst, der alte Widersacher seiner Gesundheit, überstanden war, Besserung zu verspüren (a. a. O.). Im letzten Drittel des November erlebte er noch die Freude seine Tochter verheiratet zu sehen, die sich zwar anfangs gegen den aufgedrungenen Gatten abstossend und mürrisch zeigte, aber durch dessen Liebenswürdigkeit und heiteres Wesen von Tag zu Tage mehr umgestimmt wurde (Lett. M. in. 307—308), so dass sie es nach der Überzeugung des Vaters wirklich nicht besser hätte treffen können.

Der Verkehr mit den Kindern und deren liebevolle Pflege verschönte die letzten Monate des Greises, der sein nahes Ende noch nicht ahnte und sich noch keine Ruhe gönnte. Bis Mitte Dezember reichen seine lateinischen Briefe. Der letzte ist an Paleotto gerichtet, ein Dank dafür, dass er ihm, wie früher nach Mailand, sogar nach Rom eine Sendung Oliven geschickt hatte (Ep. XII, 6). Die Schreiben an seinen Sohn, bis zum Februar 1574, legen Zeugnis davon ab, wie unausgesetzt er sich immer noch mit wissenschaftlichen Fragen und Plänen beschäftigte. Er bespricht darin Lesarten von Stellen aus Cato Maior und de officiis (Lett. M. in. 308), verteidigt auf Grund inschriftlicher Quellen die Lesart Quintius

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

statt Quinctius (Lett. M. in. 316), trifft sogar Bestimmungen über den Wortlaut der Überschrift zu den einzelnen Reden Ciceros und bemüht sich um einen geeigneten Verleger für seinen Kommentar. Schon hatte er sich in Murano eine Wohnung für die Dauer seines Aufenthaltes in Venedig ausgesucht, auf Anraten der Ärzte, die ein längeres Verweilen in der Luft Roms widerrieten (Lett. M. in. 317), da machte eine Verschlimmerung der Leiden und rascher Kräfteverfall alle Reisepläne zu nichte. Auch seine Umgebung muss sich über die bedenkliche Wendung in seiner Krankheit keiner Täuschung hingegeben haben: Aldo, der schon im Oktober des vorhergehenden Jahres nach Rom hatte kommen wollen (Brief an Crato bei Schück, S. 148) aber, wie es scheint, im letzten Augenblicke noch das Vorhaben aufgegeben hatte,[65]) wurde benachrichtigt, fand aber nur einen Sterbenden (Schück, S. 149). Am 6. April 1574 beendete Paolo Manutio sein arbeitsvolles und schmerzenreiches Leben. Er wurde in der Kirche Sa. Maria sopra Minerva begraben, wo ein schlichter Grabstein, einfach und anspruchslos, wie der Mann, der unter ihm ruht, das Ziel seiner Erdenlaufbahn bezeichnet.

„So lebte und so starb Paolo Manutio, die Zierde seines Jahrhunderts, der Stolz seiner Vaterstadt und seiner Familie, allgemein beklagt, weil allgemein geliebt und geachtet. Er hatte nur wenige Feinde, dagegen viele, die seinem Ruhme nacheiferten und ihn darum beneideten (Apostolo Zeno S. 27).“ Fügen wir dem hinzu: ein Mann, dessen ganzes Dasein treuer und selbstloser Pflichterfüllung gewidmet war, gegen die Ehre seines Hauses, dem er den ererbten Ruhm zu erhalten und für kommende Zeiten zu festigen allezeit bestrebt war, gegen die Seinen, für deren Wohl er unter eigenen schweren Opfern zu schaffen nie müde wurde, gegen die Wissenschaft, in deren Dienste er keine Erholung kannte und mit letzter Kraft noch aushielt. War er auch nicht ein Stern erster Grösse in der Gelehrtenwelt seines Vaterlandes, ist er auch im wesentlichen auf den Bahnen weiter fortgeschritten, auf denen ihm andere schon vorausgegangen waren, so hat er sich doch dadurch, dass er treu das geistige Erbe einer grossen Vergangenheit zu erhalten und zu mehren bedacht war, unbestrittene Verdienste um die Wissenschaft erworben; grössere vielleicht als mancher reichbegabte Gelehrte in jener Zeit, der sich zwar augenblicklicher glänzender Erfolge zu erfreuen hatte, aber nicht genug Ernst und Beharrlichkeit bewiesen hat, um dauernde Spuren seines Wirkens den künftigen Geschlechtern zu hinterlassen. Dass seine Bedeutung aber von seinen Zeitgenossen, wie später noch lange von der Nachwelt gewürdigt worden ist, davon legen die zahlreichen Verbindungen, die fast aus allen Ländern Europas mit ihm angeknüpft wurden, Zeugnis ab, nicht minder die vielfachen Versuche fremder Städte und Fürsten ihn für sich zu gewinnen, wie die zahlreichen anerkennenden Äusserungen, durch die man ihn im Leben und im Tode geehrt hat.

Wie schwer Aldo den Schicksalsschlag empfand, der ihn und die Seinen betroffen hatte, das beweisen die Worte, in denen er dem väterlichen Freunde Crato gegenüber seiner Trauer Ausdruck giebt[66]). Wohl mochte sein Schmerz noch durch nagende Vorwürfe vermehrt werden, die er über manche nunmehr nicht wieder gut zu machende Lieblosigkeit in seinem Innern fühlte. Einigermassen versöhnt er uns durch die Gewissenhaftigkeit, mit der er sein Versprechen den handschriftlichen Nachlass seines Vaters zu veröffentlichen eingelöst hat. Ausser den noch nicht gedruckten Untersuchungen de senatu, de comitiis, de civitate romana, gab er von 1578—1583 die gesamten Werke Ciceros mit den Kommentaren Paolo Manutios in einer zehnbändigen Folioausgabe heraus und setzte ihm damit ein Denkmal, das seine Arbeit und sein Gedächtnis in der Wissenschaft nicht der Vergessenheit anheimfallen lässt.

---

[65]) Wenigstens weisen die allwöchentlichen Briefe des Vaters an ihn um diese Zeit keine Unterbrechung auf (10. 17. 24. Oktober).

[66]) „Quomodo valeam et animo et corpore potes existimare tam gravi vulnere perculsus“. Schück S. 149.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf